REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



Impressum

REISSWOLF
Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 70 – Oktboer 2026

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2026 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: CB Arnold (Pixabay)
Layout & Umschlaggestaltung: global:epropaganda
Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schaltungsdienst Lange oHG, Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837
ISBN: 978 3 95765 536 3

Zur Sache

Und schon wieder ist ein Meilenstein erreicht. Ünver Hornung und Hans Tilp haben in den 80ern des letzten Jahrhunderts dreißig – in Worten: 30 – Ausgaben des »REISSWOLF« realisiert. Die klassischen Ausgaben bis zur 30 sind auf der Internetseite des »REISSWOLF« zu finden. Und nun sind wir bei Ausgabe 70.

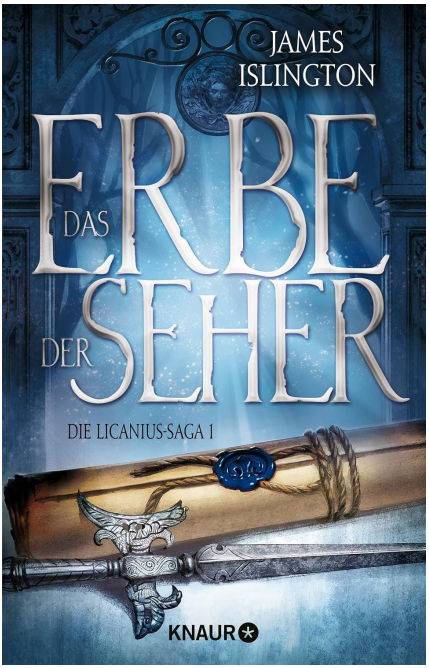
Ich hatte kein Limit im Auge, als ich mit dem neuen »REISSWOLF« begonnen habe. Es war mir einfach ein Anliegen, es zu tun. Mich daran zu erfreuen, ein Vergnügen in die Tat umzusetzen. Und das sind jetzt 40 Ausgaben …

Nicht schlecht. Und es wird weitergehen. So lange ich von meinen Rezensenten Material bekomme, werde ich den »REISSWOLF« machen – und ich hoffe, niemand meiner Mitstreiter wird mich bei dem Versuch, ein nicht bekanntes Ziel zu erreichen, unterstützen. Und je mehr neue Rezensenten dazu kommen, umso lieber ist mir das.

Für diese Ausgabe 70 wünsche ich euch einmal mehr eine gute Lektüre und die Gewinnung neuer Erkenntnisse für die Auswahl zukünftiger Lektüren.

Michael Haitel
Winnert, 21.10.2026

P.S.: Während ich diese Zeilen schreibe, läuft auf *arte* »Interstellar« – und auf seltsame Weise ist das inspirierend.



James Islington
DAS ERBE DER SEHER
Die Licanius-Trilogie Band 1
(The Shadow Of What Was Lost)
Aus dem australischen Englisch übersetzt von Ruggero Leò
Adrian Verlag, Mai 2026, 687 Seiten, ISBN 978-3-98585-384-7

Zwanzig Jahre ist es her, dass die Herrschaft der Auguren, magisch begabter Seher, in Blut und Gewalt unterging. Seitdem leben alle Begabten unter Generalverdacht. Die wenigen Überlebenden der Säuberungen, ebenso wie neu entdeckte Talente, stehen unter der erbarmungslosen Kontrolle der Administration. Wer seine Kräfte außerhalb der streng reglementierten Refugien nutzt, wer sich der Fessel oder der Bindung durch den vierten Grundsatz entzieht, bezahlt dafür mit Schmerz – und dem Verlust seiner Magie!

Davian steht kurz vor seiner Prüfung. Seit Jahren wird er ausgebildet, doch die Essenz zu binden gelingt ihm noch immer nicht. Während andere ihre Fähigkeiten meistern, bleibt ihm nur ein verstörendes Talent. Er erkennt Lügen als schwarze Schatten in der Luft. Ausgerechnet diese Gabe aber gilt als Kennzeichen der verhassten Auguren und wird mit dem Tod bestraft. Davian droht nicht nur das Scheitern, sondern die vollständige Blockierung seiner Kräfte und damit der soziale Absturz in die rechtlose Existenz eines Schattens.

Als ein geheimnisvoller wandernder Ältester ihn und seinen Freund Wirr zur Flucht bewegt, führt ihr Weg gen Norden – dorthin, wo die seit Jahrhunderten bestehende magische Grenze Risse bekommt. Dämonische Wesen tauchen auf, alte Gewissheiten zerbrechen, und plötzlich könnte ausgerechnet jene Macht, die man einst auszurotten versuchte, die letzte Hoffnung der Welt sein …

James Islington hat mit »Will of the Many« und »Strength of the Few« eindrucksvoll bewiesen, dass er inzwischen zu den derzeit interessantesten Stimmen der epischen Fantasy gehört. Umso spannender ist der Blick zurück auf seinen Erstling, den Auftakt der »Licanius-Trilogie«, der bereits 2017 bei Knaur unter dem Titel »Das Erbe der Seher« erschien und nun vom Adrian Verlag neu aufgelegt wird.

Der Autor nennt Raymond Feist und Patrick Rothfuss als prägende Einflüsse – ein

bemerkenswert selbstbewusstes Namedropping, schließlich stehen beide für Fantasy, die faszinierenden Weltenbau mit emotionaler Wucht verbinden. Und tatsächlich erkennt man die literarische Herkunft rasch. Den klassischen Coming-of-Age-Plot, den jungen Außenseiter mit verbotener Gabe, die drohende Apokalypse am Horizont. Das alles ist nicht neu. Islington weiß das offenbar selbst. Entscheidend ist daher nicht das »Was«, sondern das »Wie«.

Und genau hier zeigt sich bereits das Talent des jungen Autors. Mit bemerkenswerter Geduld entwirft er eine Welt, die weniger oberflächlich eine archaische Bühne präsentiert, als über sorgfältig konstruierte politische Spannungen und religiös aufgeladene Machtstrukturen offeriert. Hinter der zunächst vertraut wirkenden Oberfläche entfaltet der Text zunächst behutsam, später schneller seine Geheimnisse. Bündnisse verschieben sich, Wahrheiten erweisen sich als Propaganda, und fast jede Figur trägt ihre eigene verdeckte Agenda mit sich herum.

Allerdings fordert der Roman vom Leser auch Geduld. Der Auftakt gerät spürbar behäbig; der Aufbau dominiert lange Zeit Handlung und Dynamik. Wo Rothfuss früh über Atmosphäre verführt und Feist rasch erzählerischen Sog entwickelt, vertraut Islington zunächst ganz auf die behutsame Entwicklung seiner Welt. Das ist literarisch durchaus legitim, kostet aber Tempo und emotionale Unmittelbarkeit. Erst im zweiten Drittel beginnt der Roman jenen erzählerischen Sog zu entfalten, die einen schließlich zuverlässig durch die Seiten zieht.

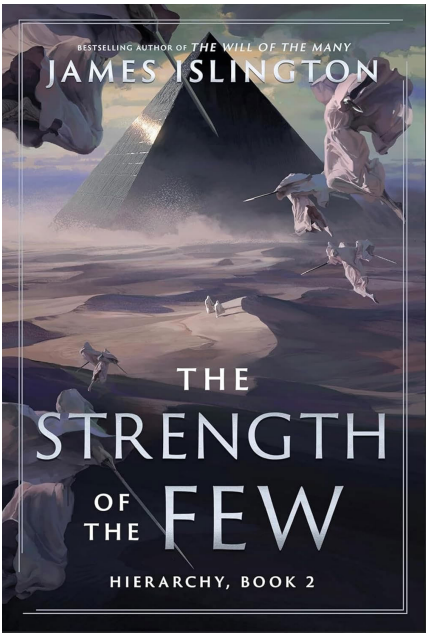
Stilistisch bleibt Islington dabei eher funktional als sprachlich sonderlich ausgeprägt. Die Stärke des Romans liegt weniger im einzelnen Satz als in der Konstruktion des großen Ganzen – in der Architektur seiner Welt, der Verzahnung der Mysterien und dem Gefühl einer uralten Ordnung, die unaufhaltsam zu zerbrechen beginnt. Ruggero Leòs stimmige Übersetzung transportiert diese Mischung aus klassischer High Fantasy und moderner Plotmechanik souverän ins Deutsche.

So bleibt am Ende ein Roman, der vielleicht nicht die sprachliche Eleganz eines Rothfuss erreicht, wohl aber dessen Gespür für Mythos und Geheimnis teilt. Nach anfänglich zähem Aufbau entwickelt sich »Das Erbe der Seher« zu einer packenden High-Fantasy-Queste voller Intrigen, verbotener Mächte und sorgfältig platzierter Enthüllungen – ein Frühwerk, das bereits deutlich erkennen lässt, weshalb James Islington heute zu den spannendsten Namen des Genres zählt.

(Carsten Kuhr)

James Islington
THE STRENGTH OF THE FEW
Hierarchy, Buch 2
(The Strength of the Few, 2025)
Aus dem australischen Englisch übersetzt von Gerda M. Pum
Adrian Verlag, Dezember 2025, Hardcover, 847 Seiten, ISBN 978-3-985852-48-2

Nachdem »The Will of the Many« nach seinem triumphalen Siegeszug durch den angloamerikanischen Sprachraum auch hierzulande an den Kassen der Buchhandlungen punkten konnte, warteten Fans und Lesende gespannt auf den zweiten Teil der Trilogie. Der Adrian Verlag prä-



sentiert diesen dankenswerterweise nur kurze Zeit nach der englischsprachigen Originalausgabe.

Mit diesem Roman gelingt es James Islington, seinen vielversprechenden Serienauftakt auf ein neues, höheres Niveau zu heben und die großen Erwartungen, die an die Fortsetzung geknüpft wurden, zu erfüllen. Mit »The Will of the Many« legte der Verfasser sinnbildlich einen soliden Grundstein, ein festes Fundament, auf dem er nun seinen ambitionierten, komplexen und emotional mitreißenden zweiten Teil errichtet.

Dabei nutzt er einen literarischen Kunstgriff, den ich zumindest bislang so noch nicht goutiert habe.

Er macht aus einem Protagonisten durch Vervielfältigung gleich drei handelnde Figuren, die in unterschiedlichen Parallelwelten – Res, Obiteum und Luceum – ihr Schicksal suchen.

Uns Lesende zwingt der Autor so, drei Versionen desselben Handlungsträgers parallel zu begleiten, die jeweils vor ganz eigenen Herausforderungen und Prüfungen stehen, aber alle – unabhängig voneinander – ein gemeinsames Ziel verfolgen. Sie wollen, ohne von ihren anderen Selbsts zu wissen, die Katastrophe verhindern, die allen Realitäten droht. Die damit verbundene fragmentarische Erzählstruktur fordert uns Leserinnen und Leser, macht die Lektüre stellenweise anstrengend, letztlich jedoch auch befriedigend.

Die drei Welten sind ganz unterschiedlich ausgeprägt. Res hält politische Intrigen, drohenden Bürgerkrieg und den Zerfall der einst mächtigen Republik bereit. Obiteum ist ein düsterer, karger, fast apokalyptisch wirkender Handlungsort, bevölkert von Untoten, fliegenden Dämonen und dem gottgleichen Führer Ka. Luceum wiederum präsentiert auf den ersten Blick nahezu paradiesisch anmutende Reiche, die von weisen Druiden geführt werden. Hier treffen keltische Stammeshierarchien auf monarchische Aggressoren. Jede dieser Welten ist sorgfältig ausgearbeitet, in sich konsistent und erzählerisch bedeutsam.

Die Dreiteilung des Romans ist dessen größte Stärke, stellt aber zugleich eine Herausforderung für uns Lesende dar. Die ständigen Perspektivwechsel unterbrechen mitunter den Lesefluss, insbesondere im mittleren Drittel, in dem ausführliche Welterklärungen und metaphysische Konzepte das Tempo dann doch spürbar drosseln. Dennoch gelingt es Islington,

jeden Handlungsstrang mit klaren Spannungsbögen, starken Höhepunkten und einem eigenen »Highlight« auszustatten. Das Ergebnis wirkt stellenweise wie drei Romane in einem.

Verpackt in eine mitreißende Handlung greift der Autor erneut Themen wie Macht, Verantwortung und moralische Kompromisse zur Verhinderung eines größeren Übels auf. Prinzipien und Überzeugungen werden hinterfragt und nicht selten aufgegeben, da andernfalls der Kampf verloren wäre.

Immer wieder werden auch emotionale Akzente gesetzt. Der Verlust von Callidus wirkt hierbei nach, wird jedoch bemerkenswert zurückhaltend und ohne großes Pathos verarbeitet.

Natürlich bleiben mehrere Handlungsstränge offen – ein typisches Symptom eines Mittelbandes innerhalb einer Trilogie. Hinzu kommt, dass das Tempo, wie bereits erwähnt, im Mittelteil deutlich nachlässt. Fans des Akademie-Settings dürften nach dem entsprechenden Auftaktband dieses Mal enttäuscht sein, da die Akademie nur noch am Rande eine Rolle spielt.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass dieser Band einen deutlich gereiften Autor zeigt, der seine handwerklichen Fähigkeiten bewusster und souveräner einsetzt und die Tiefe seines Plots erheblich erweitert. Der deutsche Verlag hat dem Buch zudem einen Rundum-Farbschnitt spendiert, der an den entsprechenden Farbschnitt der britischen Limited Edition angelehnt ist und den Band auch optisch aus der Masse der Veröffentlichungen hervorhebt.

(Carsten Kuhr)



Dorothe Zürcher
VENUSMUSCHELN IN VENEDIG
acabus Verlag, 2025, 314 Seiten, ISBN 978-3-86282-889-0

Nach Bittermandeln in Byzanz und Anisbrot in Antiochia folgen wir der Delikatessköchin Alkmene auch im dritten und letzten Teil Venusmuscheln in Venedig.

Allerdings spielt der Großteil der Handlung nicht in Venedig, sondern in Jerusalem, Tyros und Akkon. Wir erleben, wie es in einem belagerten Camp zugeht, wie sich Krankheiten ausbreiten und Menschen einfach aufgrund mangelnder Hygiene und wenig Essen sterben. Wir sehen auf der anderen Seite Reichtum und Verschwendung an wohlhabenden Höfen. Wir treffen

Alkmenes Freundin aus dem ersten Band wieder und erfahren, wie übel ihr das Leben mitgespielt hat und wie sie sich damit arrangiert hat. Wir erleben den Ritter Diethelm ganz neu als liebevollen Vater, der keine Angst davor hat, sich zum Gespött seiner Kameraden zu machen, indem er seine Sophia trägt und wickelt. Viel zu groß ist seine Liebe zu dem kleinen Geschöpf. Wir erleben, wie Pio, der erwachsen geworden ist, sich in Alkmene verliebt, und wie sie darauf reagiert. Wir erleben, wie ein Ritter, der im Kampf so schwer verletzt wurde, dass er nie wieder wird laufen können, durch den Kontakt zu Diethelm und seine Tochter neuen Lebensmut gewinnt.

Wieder besticht die Autorin dadurch, dass sie uns das Elend genauso lebendig präsentiert wie den Überfluss. Einmal mehr zittern wir mit den Protagonisten und hoffen, dass sich alles glücklich fügen wird, auch wenn Alkmene uns den Zahn, dass sie und Diethelm ein Paar werden könnten, schnell zieht. Sie sieht zwar, was für ein liebevoller Vater er ist, sie sucht auch weiter seine Nähe, aber eine gemeinsame Zukunft in seiner Heimat kann es nicht geben, selbst dann nicht, wenn Diethelm alle Konventionen über Bord würfe und unstandesgemäß heiraten würde, denn als Frau eines Ritters wäre es ihr nicht gestattet, den ganzen Tag in der Küche zu arbeiten, aber nichts tut diese Frau lieber als das. Sie weiß, dass ihre Kochkünste sich positiv auf die bekochten Menschen auswirken, denn kaum, dass sie eine Person angesehen hat, weiß sie, was ihr fehlt und noch besser, kann sie in den allermeisten Fällen auch für Abhilfe sorgen. Sie kennt sich mit Kräutern aus und weiß diese gekonnt einzusetzen.

Alle drei Bücher sind toll lektoriert und korrigiert. Das ist heutzutage leider längst nicht mehr selbstverständlich. Alle Cover sind schön gestaltet und gefallen durch Mattglanzeffekte.

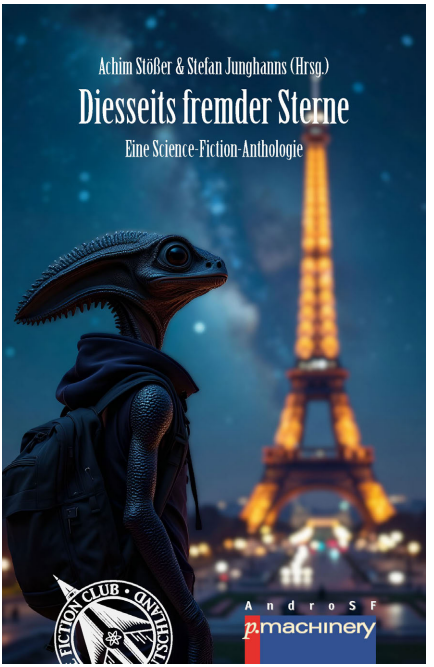
Wären alle historischen Romane so unterhaltend und spannend, würde ich mehr davon lesen. Wie ich in den Rezensionen zu den beiden vorangegangenen Bänden schon sagte, überzeugt Dorothe Zürcher durch eine gekonnte Personenzeichnung, die es dem Leser leicht macht, sich mit ihnen zu identifizieren. Man erfährt, wie das Leben früher ausgesehen hat und was die Menschen für Sorgen und Nöte hatten. Die Rezepte bilden auch dieses Mal wieder ein feines i-Tüpfelchen und regen zum Ausprobieren an. Überhaupt ist es sehr gekonnt, wie die Autorin es immer wieder schafft, die Rezepte in die Handlung einzubetten. Da werden Kräuter gesucht und gefunden, die andere Leute für Unkraut halten. Da wird ein Vorrat angelegt, den man sich in seiner eigenen Küche wünschen würde, da werden Zutaten vermischt, die man nicht unbedingt gemeinsam verarbeitet hätte.

Und das alles wird so geschickt beschrieben, dass man den Geschmack auf der Zunge zu spüren scheint.

Es tut mir wirklich leid, dass ich Alkmene nicht weiter folgen darf, aber auf eine Art wird das wohl auch gut sein, denn wenn sie auf Reisen ginge, würde das wohl auch wieder gefährlich werden und so sind mir Alkmene und Sophia in einer guten Küche mit netten Herrschaften doch lieber. Ich habe diese Trilogie sehr gerne gelesen und werde sie unter Garantie in ein paar Jahren noch einmal lesen

und freue mich schon darauf, mit Alkmene zu reisen.

(Marianne Labisch)



Achim Stößer & Stefan Junghanns (Hrsg.)
DIESSEITS FREMDER STERNE
Eine Science-Fiction-Anthologie
AndroSF 229, p.machinery, Winnert, März 2026, 196 Seiten, Paperback, ISBN 978 3 95765 497 7, E-Book ISBN 978 3 95765 664 3

Achim Stößer und Stefan Junghanns haben mit »Diesseits fremder Sterne« eine Anthologie von thematisch klassischer orientierten Science-Fiction-Geschichten zusammengestellt, in denen es um weit mehr geht als das zukünftige Verhalten der Menschheit unter fremden Sternen, wie Teile des Vorworts implizieren. Auch steht nicht in jeder Geschichte das Menschliche im Vordergrund. Die Auftaktgeschichte »Die Jägerin« ist eher ein Beweis, dass Mensch schnell austauschbar ist. Natürlich bedingt jeder technologische Fortschritt Chancen und Risiken, aber es ist ein Balanceakt, verantwortungsvollen wie nachhaltigen Fortschritt konsequent darzustellen. Was die Geschichten auszeichnet, ist die Suche nach dem Sense of Wonder in einer eher aufgeklärten Welt. Die Bandbreite der hier gesammelten Storys ist relativ breit, manche Texte sind eher Miniaturen, Momentaufnahmen, während andere Geschichten ganze »Leben« auf wenigen Seiten präsentieren.

Wie schon angesprochen ist »Die Jägerin« von Volker Dornemann der anfänglich sehnsuchtsvolle Blick von »außen« auf die Menschen, die durch außerirdische Invasoren ausgelöscht worden sind. Durch die subjektive Perspektive kann der Autor in dieser Hinsicht nicht in die Details gehen, ab einem bestimmten Moment ahnt der Leser allerdings, um wen es sich bei der Jägerin handelt. Vieles wirkt vielleicht zu simpel, zu einfach, aber als Türöffner, als Stimmungsbringer funktioniert »Die Jägerin« zufriedenstellend.

Achim Stößer nimmt in seinen beiden Kurzgeschichten Aspekte, aber keine direkten Ideen auf. In seinem zweiten Text »Halt den Mund und iss weiter« geht es irgendwo zwischen einer Tirade eher schlechter Witze auch um das Verhalten der Fremden auf der Erde, die sich gänzlich angepasst haben. In der ersten Story »Die Katze und das Mädchen« spielt in ei-

ner apokalyptischen Welt die Freundschaft zwischen dem Mädchen und ihrer dank eines Halsbands auch kommunizierenden Katze eine wichtige Rolle. Die auf den ersten Blick schockierende Pointe stammt leider aus Harlan Ellisons Meisterwerk »Ein Jung und sein Hund«, auch wenn Achim Stößer das Verhältnis zwischen dem Mädchen und ihrer Katze ein wenig anders charakterisiert. Beide Texte wirken irgendwie nicht gänzlich zufriedenstellend entwickelt. Vielleicht sind sie für die Sammlung zu kurz, vielleicht fehlt ihnen noch eine weitere Wendung, aber vier der siebzehn Geschichten stammen von den beiden Herausgebern. Das ist niemals ein wirklich gutes Zeichen.

In der finalen Story »Subjekt D-4« zeigt Stefan Junghanns ein besonderes, emotionales Experiment aus der Perspektive des Subjekts D-4, schnell als eine Katze zu erkennen. Es geht um ihre Wahrnehmung; ihre Reaktion und vor allem auch ihre Einordnung der Umgebung und der entsprechenden Menschen. Zwar gelingt es Stefan Junghanns, diese besondere Perspektive interessant zu gestalten, das Ende wirkt wie bei einigen anderen Texten dieser Sammlung eher wie ein Kompromiss und zu wenig auf eine Pointe hin gestaltet.

Beim eher als Miniatur zu betrachtenden »Hoch über Olympus Mons« (C. Gerald Gerdsen) ist der exotische Hintergrund im Grunde Makulatur. Der Spannungsbogen wirkt konstruiert, der Autor versucht, mit der von der Erzählerin erweckten Erwartungshaltung zu spielen, glättet den Text aber umgehend wieder. Als Kurzgeschichte mit einer besseren Charakterentwicklung und vielleicht einigen kleineren Höhepunkten bei der Handlungsstrukturierung könnte die Story besser funktionieren als in Form dieser aus dem Moment herausgerissenen Miniatur.

»Bogensekunden« von Stefan Junghanns ist eine der ersten wirklich originellen Geschichten, in denen er den Behördenirrsinn und die kalte Logik von künstlicher Intelligenz auf eine pointierte Spitze treibt. Eine Raumschiffcrew vom Mars soll untersuchen, warum eine der in den Tiefen des Sonnensystems operierenden von einer künstlichen Intelligenz betriebenen Abbauanlagen wichtiger Rohstoff nicht mehr funktioniert. Die Antwort ist bestechend logisch und stellt die Menschen (auf der Erde) vor ein »minimales« Problem. Die Pointe ist in sich logisch, konsequent bis zum Ende gedacht, während Stefan Junghanns im ersten Teil der Story ausreichend klassische Spannung aufbaut.

Nob Shepherds »Im Berg« ist strukturtechnisch ein schwieriges Vergnügen. Gäbe es die letzte Anmerkung im letzten Absatz nicht, da hätte sich der Autor aus einer schwierigen bis unmöglichen Situation literarisch eher herausgemogelt. Der Protagonist besucht seinem Neffen einen besonderen Jahrmarkt, der angeblich auf einem Goldberg gebaut worden ist. Fremdartige Fahrgeschäfte, Außerirdische mit Tentakeln als Betreiber der Attraktionen und natürlich irgendwie/irgendwo auch eine Prise Wahrheit in Kombination mit eher klassischer Legendenbildung sind das Gerüst dieser lange Zeit kurzweilig zu lesenden Geschichte. Inhaltlich führt Nob Shepherd vor allem seinen Er-

zähler in eine unmögliche Situation, aus der er sich entweder zu »retten« sucht oder ein doppeldeutiges Ende präsentiert, dessen finale Erklärung sich außerhalb des Horizonts des Lesers abspielt. Beide Variationen sind möglich, aber beide nicht gänzlich befriedigend, sodass die Geschichte in erster Linie durch die besondere Stimmung eines exotischen Jahrmarkts überzeugt denn hinsichtlich der grundlegenden Handlung.

Auch Joshua Friedrichs »Das Problem mit dem Handwerk der Liebe« wirkt aus einzelnen Facetten zusammengesetzt, ohne dass der Leser gänzlich zufriedengestellt wird. Der Protagonist wacht auf und wird Teil einer perfiden Show. In seiner Vergangenheit hat er einige Verbrechen begangen, sodass diese voyeuristische Art der Bestrafung nicht einmal unzumutbar ist. In einer finalen Wendung kümmert sich der Antiheld um die Ursache des Problems, in dem ihm eine seltene Opportunität förmlich geschenkt wird. Die Story zeichnet ein hohes Tempo aus, dazu einige leider vorhersehbare Wendungen und schließlich das blutige Finale, das wie einiges in diesem Text auf dem »Auge um Auge, Zahn um Zahn« Prinzip basiert, aber nicht besonders hintergründig erscheint. Alleine die Sensationsgier scheint Motivation genug vor und hinter den unsichtbaren Kameras zu sein.

»Stiller Schatten« von Maximilian Wust versucht, eine fast klassische Situation eines in den letzten Zügen befindlichen Krieges in der fernen Zukunft mit einem Wust von technischen Begriffen fast zu erdrücken. Eine perfekte Angriffscrew trifft unerwartet in diesem Szenario auf einen perfekten Blockadebrecher. Beide Meister ihres Sujets, und der sich entfaltende Kampf wird trotz des Hangs des Autors, jeder Aktion eine Erklärung zu den von ihm kreierten Waffennamen hinzuzufügen. Das wirkt ermüdend, hemmt auch den Fluss dieser Geschichte. Das Ende ist pragmatisch, konsequent auch, aber hinterlässt im Leser wie die ganze Geschichte trotz des ambitionierten und sicherlich spannender präsentierbaren Ausgangsszenarios eine gewisse Leere.

Mit »Die Fremden« nimmt C. Gerald Gerdsen die Idee einer militärischen Infiltration des Feindes wieder auf. Die Mission scheitert im ersten Versuch, der im Epilog beschriebene gänzlich anders gelagerte zweite Angriff ist deutlich erfolgreicher. Die Story wirkt eher wie ein Exposé; die Minimalisierung des Hintergrunds zeichnet eine Reihe von Storys dieser Sammlung aus und wirkt hinsichtlich der Plotentwicklung kontraproduktiv-zu viele Informationen bleiben absichtlich – aus künstlerischer Sicht – oder unabsichtlich – wegen der Seitenbegrenzung – unausgesprochen und die Inhalte der Kurzgeschichten sind leider nicht interessant oder vielschichtig genug angelegt, als das sich der Leser wirklich die Mühe machen will, das Unausgesprochene gedanklich hinzuzufügen.

Mit »Sommerquartier« durchbricht Wolfgang Weinberger das sich etablierende Muster der hier gesammelten Geschichten. Im 19. Jahrhundert im tiefsten Winter spielend beschreibt es die Begegnung eines für die Menschen Unglücksrahmen mit einer besonderen Kreatur und den sich daraus ergebenden Folgen. Wolf-

gang Weinberger gelingt es, seinen tragischen Protagonisten überzeugend zu charakterisieren und auch wenn die folgende Handlung ein wenig an bestimmte Legendenbildungen erinnert, überzeugt die in einer eiskalten Umgebung spielende Geschichte durch die kleinen menschlichen Momente und weniger den Versuch, ein großes Szenario durch die Seitenbegrenzung einer Kurzgeschichte einzugrenzen.

Der Titel »Game On« (C. A. Raaven) ist im Grunde falsch gewählt und gibt zu viel von der leider schwachen Pointe frei. Viel interessanter ist der Versuch des Protagonisten, in einer virtuellen Welt einen neuen Job zu finden. C. A. Raaven baut einige Spitzen auf die gegenwärtige Jobvermittlung ein und die drei Angebote erscheinen fast absurd. Die Dialoge sind pointiert, spitzfindig, aber wirken nicht nur auf die treffsichere Spitze hin konstruiert, sondern könnten teilweise im Hier und Jetzt stattfinden. Das Problem ist das schwache Ende. Neben dem Erwachen aus einem Traum ein weiteres Klischee, mit dem sich Autoren aus den von ihnen entwickelten Szenarien befreien können. Daher sollte der Leser den Titel der Geschichte als inhaltliche Warnung betrachten, auch wenn er – wie angesprochen – der Pointe den virtuellen Boden unter der Tastatur entzieht.

Galax Acheronians »Kavaliro de la artoj – Ritterorden der Kunst« ist eine anarchistische Farce, deren grundsätzliche Prämisse in der vorliegenden Form allerdings auch ein wenig auf wackeligen Füßen steht. Lindas Bruder Avin hat in einer perfektionierten wie langweiligen Zukunft seine Schwester Linda gerettet, indem er die bei einem Unfall im eigenen Haus schwerverletzte junge Frau ins Krankenhaus gefahren hat. Bei seiner Fahrweise sind drei unschuldige Menschen, darunter ein junges Mädchen, ums Leben gekommen. So weit, so gut. Die Gerichtsbarkeit hat festgestellt, dass Avin aufgrund der Notsituation seiner Schwester unschuldig ist. Das muss der Leser akzeptieren, ansonsten funktioniert der Plot nicht. Avin leidet unter dem Unfall und befindet sich auch in einer psychiatrischen Klinik. Als er der Ansicht ist, dass er nicht genügend Aufmerksamkeit für seine gute Tat bekommt, wird er zu einer Art rächendem Vigilanten, der nach anfänglichen Streichen mehr und mehr zu einem Schwerkriminellen wird, gegen die friedliebende Gesellschaft kein echtes Mittel hat. Der Tonfall der Story schwankt zwischen lustigen Szenen – der erste seit vielen Jahren in der Öffentlichkeit begangene Diebstahl und nachdenklich stimmenden Sequenzen – der aus der Distanz erzählte Tod der drei Menschen; Lindas späteres Schicksal und Avins immer schlimmer werdende Verbrechen. Das Ende ist nicht gänzlich offen, die Richtung ist klar, aber der Autor erzählt es auch pragmatisch nicht wirklich bis zum Finale. Das muss er auch nicht. Wenn der Leser die brüchige Ausgangsprämisse akzeptiert, entwickelt sich eine interessante Sozialkritik an einer zu perfekten Gesellschaft. Aber hinsichtlich der inneren Logik müssen leider einige kleinere und ein großer Kompromiss geschlossen werden.

»Der Segen des Vergessens« (Beatrice Sonntag) spricht ein wichtiges Thema an. Stellt man sich den erlebten Traumata

oder sucht man die Flucht in ein temporäres Vergessen? Wie oft kann man diesen Zyklus durchleben? Im Laufe der kurzweiligen Geschichte mit einem emotionalen Kern im Mittelpunkt kann die Autoren mittels ihres von »Rambo III« und blauem Licht getriggerten Protagonisten nicht final beantworten. Im Grunde stellt sie auch die Frage in den Raum und überlässt positiv gesprochen die Positionierung dem Leser. Durch diese in einer relevanten Frage präsentierten Ambivalenz überzeugt »Der Segen des Vergessens« auch deutlich mehr als einige andere Storys dieser Sammlung, welche nicht den Mut haben, offen zu enden, sondern eher auf bekannte und stereotyp eingesetzte Pointen setzen.

»Waidmannsheil« von Volker Dornemann reiht sich in die Phalanx von eher schwachen Geschichten ein. Auf einem noch nicht bezeichneten Kolonieplaneten muss einer der menschlichen Explorer seinem Jagdtrieb freien Lauf lassen. Vordergründig, um den Kollegen frisches Fleisch zu präsentieren. Nur sind die anscheinend so friedliebenden und sich gänzlich gegen die Erfahrung des Jägers agierenden »Tiere« nicht ganz so hilflos, wie es scheint. Die Idee ist nicht neu, alleine die Details halten das Interesse des Lesers bei der metaphorischen Stange und natürlich kommt Hochmut vor dem doppelten Fall.

Parker Heimlichs »Welch ein Theater« ist eine bizarre, abgedrehte Satire auf den Medienzirkus. In diesem Fall die Inszenierung eines Theaterstücks ohne ein wirkliches Budget, ohne richtige Schauspieler und vor allem dem stetigen Verlust der »Kulissen«; welche nicht mehr aufgebaut, sondern quasi ausgestrahlt werden müssen. Die Dialoge sind pointiert, die Handlungsstränge irgendwie nach der Tradition der Screwball-Komödie bizarr. Alleine es fehlen die wirklich durchgeknallten Actionszenen, welche diese besondere Art des Kinos ausgezeichnet haben. Vielleicht ist das Handlungskorsett in einzelnen Sequenzen ein bisschen zu sprunghaft, dann wieder für einen Moment passend und die einzelnen Figuren wie die allgegenwärtige Hackerin zu sehr auf die Szenerie hin gezeichnet, aber inhaltlich überzeugt »Welch ein Theater« alleine durch die Andersartigkeit im Rahmen dieser Anthologie.

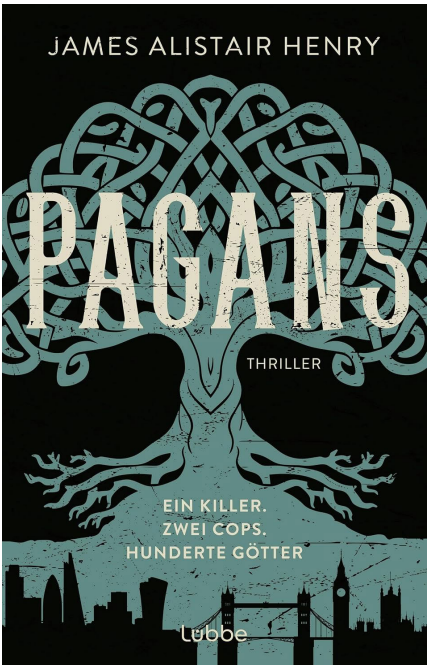
Dagegen versucht »Schattenbegegnung« von Axel Aldenhoven bekannte Ideen wie den Fund eines Raumschiffswracks, die entsprechende Erkundung und die finale Wendung auf eine flotte und flüssige Art und Weise zu erzählen. Es gibt mit der seltsamen Botschaft vielleicht eine Anspielung auf die unaussprechlichen Monstren, welche H. P. Lovecrafts Storys bevölkern; die einzelnen Herausforderungen sind nicht unbedingt originell, aber effektiv erzählt. Am Ende verzichtet Axel Aldenhoven auf einige Klischees und impliziert die Möglichkeit, dass alles wieder irgendwie/irgendwo/von irgendwem auf den Anfang zurückgesetzt werden kann. Aber das ist grundsätzlich keine innovative Idee und vor allem unterminiert der Autor mit diesem simplen Handlungsende die einzelnen Voraussetzungen und Klippen, die er im Laufe der Begegnung in den Tiefen des Alls selbst erschaffen hat.

Das Titelbild von Achim Stößer weckt im Leser Erwartungen, denen die Geschichten in dieser Anthologie nicht durchgehend gerecht werden. Anscheinend hat das Thema

einige der Autoren übermotiviert, sodass gute Ansätze letztendlich eher pragmatisch oder wenig überraschend umgesetzt worden sind. Hinzu kommen noch bekannte Themen, die eher oberflächlich variiert worden sind. Ein kompletter Reinfall ist »Diesseits fremder Sterne« aufgrund einiger gelungener Kurzgeschichten und der mindestens sauberen stilistischen Gestaltung der Texte nicht. Auch werden ausreichend Science-Fiction-Themen in verschiedenen Variationen angeboten. Aber vieles wirkt leider zu vertraut oder wie mehrfach erwähnt zu komprimiert, als das leider überdurchschnittlich viele Texte wirklich überzeugen können.

(Thomas Harbach)

James Alistair Henry
PAGANS – EIN KILLER. ZWEI COPS. HUNDERTE GÖTTER
(Pagans, 2024)
Aus dem britischen Englisch übersetzt von Dietmar Schmidt
Lübbe Verlag, September 2025, Hardcover, 476 Seiten, ISBN 978-3-7577-0132-1



Stellen Sie sich eine Welt vor, in der Europa das unterentwickelte Armenhaus und Großbritannien der Slum der Welt sind. Der afrikanische und vorderasiatische Kontinent beherrschen Wirtschaft, Kultur und Innovationen, während die britischen Stämme weiterhin getrennt in ihren jeweiligen Stammesgebieten leben.

Erneut hat der Großkönig zu einer Konferenz geladen, auf der er beschließen möchte, dass die Länder der Sachsen, Kelten und Pikten zusammenfinden und zu einer Nation verschmelzen.

In diesem Umfeld geschieht nahe London ein Mord. Ein Angehöriger einer kleinen, unbedeutenden Sekte, deren Mitglieder sich einen Fisch als Erkennungszeichen auf die Haut tätowieren und einen Halbgott verehren, der ans Kreuz geschlagen wurde, wird auf eben diese Weise hingerichtet. An einen uralten Baum genagelt, findet man den Kelten – weit schlimmer noch, es handelt sich bei dem Opfer um einen hochrangigen Diplomaten.

Die sächsische Polizistin Aedith und ihr zur Seite gestellter keltischer Ermittler Drustan nehmen die Untersuchungen auf – und stoßen dabei auf ein Wespennest aus Beziehungen, organisiertem Verbrechen, Sklaverei, Kindesmissbrauch und

handfesten wirtschaftlichen Interessen. Von den religiösen Querelen ganz zu schweigen …

Was ist dies für eine Alternativwelt-Geschichte? Das, was wir als prägendes Empire kennen-und schätzen gelernt haben, ist hier zur Dritten Welt mit all den damit verbundenen Problemen geworden. Unterschiedliche Stämme mit völlig verschiedenen Religionen und Lebensweisen stoßen aufeinander; es mangelt an Bildung, sozialer Absicherung und Perspektiven. Kein Wunder, dass der entwickelte Süden die Grenzen dichtmacht und die Länder der Sachsen, Kelten und Pikten allenfalls als Absatzmarkt und Refugium für mehr oder minder freiwillige billige Arbeitskräfte betrachtet.

In dieses Bild hat der Autor seinen Kriminalplot eingewoben. Wie es sich für einen guten Krimi gehört, steht am Beginn ein Opfer, das – aus zunächst unbekannten Gründen – ermordet wurde.

Unsere Ermittlerin aus bestem Hause und ihr so ungleicher Partner versuchen, das Rätsel um Täter und, noch weit bedeutsamer, das Motiv zu lösen.

Nach und nach erschließt sich uns eine Welt, die so anders ist als die gewohnte. Gerade die Unterschiede zum Bekannten bereichern die Handlung zusätzlich.

Mehr noch; Henry hat einiges Tagespolitische einfließen lassen. Im Finale verarbeitet er etwa den Sturm auf das Capitol in der ersten Trump-Ära und zeigt, mit welchen Mechanismen Strippenzieher im Hintergrund die Massen manipulieren und ausnutzen. Auch der alltägliche Rassismus gegenüber Menschen, die einem anderen Glauben angehören, eine andere Kultur leben oder schlicht anders – in diesem Fall weiß – aussehen, wird schonungslos dargestellt. Dass das Christentum dabei als kleine, letztlich unbedeutende Sektenreligion erscheint, mag ungewöhnlich und gewöhnungsbedürftig sein, verdeutlicht jedoch ebenfalls, mit welchen Mitteln Demagogen arbeiten.

Schritt für Schritt kommen unsere Ordnungshüter aus so unterschiedlichen Kulturkreisen den Vorgängen auf die Spur. Alles wird noch größer, dramatischer, als es zunächst scheint – fast ein wenig zu viel des Guten. Doch dies ist Klagen auf hohem Niveau.

Am Ende bleibt mir die Feststellung, das durch das Drehen der Arm-reich-Situation eine faszinierend andere und gerade deshalb so vergleichbare Welt entsteht. In ihr entfaltet sich nicht nur ein spannender Kriminalplot, sondern wir bekommen zugleich einen Spiegel vorgehalten, in dem wir unsere Denkweisen, Überzeugungen und manipulativen Denkmuster hinterfragen können – oder uns schlicht packend unterhalten lassen dürfen.

(Carsten Kuhr)

Hafsah Faizal
A STEEPING OF BLOOD
(A Steeping of Blood, 2025)
Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Constanze Wehnes
Knaur Verlag, November 2025, Hardcover, 459 Seiten, ISBN 978-3-426-44865-6

Mit »*A Steeping of Blood*« liefert Hafsah Faizal den fulminanten Abschluss ihrer »Blood & Tea«-Dilogie. Uns erwartet ein Roman, der die ruhige Eleganz von Tee-



stuben aus dem ersten Teil gegen politische Intrigen, düstere Enthüllungen und explosive Emotionen eintauscht. Was in »*A Tempest of Tea*« als atmosphärisches Gaunerabenteuer begann, verwandelt sich vorliegend in ein tief emotionales, vielschichtiges Finale, das seine Figuren ebenso herausfordert wie seine Leserinnen und Leser.

Die Ereignisse setzen unmittelbar nach dem verheerenden Ende des ersten Bandes ein. Arthie Casimir, ihr Bruder Jin und die restliche Crew stehen vor den Scherben einer Stadt, die ins Chaos gestürzt wurde. Das Aufdecken der wahren Identität des Widders – des Monarchen von Ettenia – hat die Machtverhältnisse verschoben, nur leider nicht unbedingt zu ihren Gunsten. Zudem verschwinden immer mehr Menschen scheinbar spurlos. Die Schuld wird den Vampiren zugeschoben. Auch alte, einst felsenfeste Loyalitäten drohen endgültig zu zerbrechen.

Während Arthie verzweifelt versucht, die alte Mannschaft zu einen und gegen den Kolonisator ihres Geburtslandes vorzugehen, zwingt sie ihre Vergangenheit, nach Ceylan zurückzukehren – der Schauplatz ihres bisher gefährlichsten Coups …

Faizal erzählt die Geschichte abwechselnd aus den Perspektiven von Arthie, Jin und Flick, was ihr als Autorin die gerne und versiert genutzte Möglichkeit eröffnet, ihre Figuren tiefer und damit überzeugender zu zeichnen. Jede Gestalt trägt eigene Geheimnisse, tiefe Verletzungen und Wünsche in sich. Hier zieht uns die Verfasserin ganz in ihren Plot, zeigt uns die Motivation und Handlungen ihrer Protagonisten. Besonders gelungen ist die Darstellung der Brüchigkeit einst stabiler Freundschaften. Frühere bedingungslose Loyalität wird infrage gestellt, Liebe entwickelt sich zu einer taktischen Variable und Verrat zu einem ständigen Begleiter. Die dezent eingestreuten romantischen Entwicklungen – etwa zwischen Jin und Flick – sind keine Nebenhandlung, sondern verschärfen die Konflikte und erzeugen so zusätzliche Spannung.

Die Welt von White Roaring und Ceylan bleibt ein präzise konstruiertes Fantasysetting, das zugleich reale Themen widerspiegelt. Rassismus, koloniale Gewalt, soziale Ungleichheiten und die Frage nach der moralischen Legitimität von Widerstand werden sensibel, aber unmissverständlich thematisiert. Faizal gelingt es dabei, ihre übernatürlichen Elemente, wie

etwa die Vampire, politische Schattenstrukturen oder paranormale Machtgefüge, nahtlos mit diesen gesellschaftlichen Anklängen zu verweben.

Stilistisch wechselt Faizal mühelos zwischen verschmitzter Leichtigkeit bei Vorbereitungen der Coups und emotionaler Trauer in Momenten des Verlusts. Im Mittelteil verlangsamt sich die Handlung deutlich, was der Tatsache geschuldet ist, dass die Figuren die Konsequenzen ihres Handelns tragen müssen, bevor sie im Finale die Dilogie mit Wucht und Tempo befriedigend abschließen.

(Carsten Kuhr)



Birgit Schwäbe & Ingrid Pointecker
ZU DEN WURZELN: EINE PLANTHOLOGIE
Verlag ohneohren, Wien, Mai 2026, Paperback, 186 Seiten, ISBN 978-3-903296-96-1

Leise rascheln die Blätter, als sich eine ganz besondere Anthologie auf meinem E-Book-Reader und auch in meinem Kopf verpflanzt. »Zu den Wurzeln« ist eine Planthologie und, soweit mir es bekannt ist, die erste Anthologie, die sich nur mit Pflanzen beschäftigt. Während im Solarpunk Pflanzen auch eine größere Rolle spielen können, hat der Verlag ohneohren bei dieser Geschichtensammlung die Pflanzen ins Zentrum gesetzt. Mit sechzehn Erzählungen rund um Pflanzen auf der Erde, auf dem Mars, in der nahen oder auch in der fernen Zukunft, holen die Schreiber die Leser im Hier und Jetzt ab.

Es geht um die Kommunikation zwischen Pflanze und KI, es dreht sich um die Bewirtschaftung von Feldern nach vermehrten Sonnenstürmen und saurem Regen. Zwei Erzählungen stellen sich die Frage, ob es ein Mischwesen zwischen Mensch und Pflanzen geben könnte und welche Krankheiten damit einhergehen würden.

Die jeweiligen Geschichten werden eingeleitet mit Content Notes und einer individuellen Themenübersicht. Die Autoren verwenden zudem in ihren Texten viele Arten der Neopronomen. Jeder soll sich von diesem wichtigen Thema angesprochen fühlen und mit den Texten auseinandersetzen können.

Ein großes Lob über Geschichtenauswahl hinaus gilt den Herausgeberinnen. Sie haben die Erzählungen so schön arrangiert, dass man beim Lesen jede Emotion mindestens einmal durchlebt, aber niemals in einer verharrt. Eine Kunst, die gerne keimen darf.

Die Themen sind dabei so ausgewählt, dass es wenig inhaltliche Doppelungen gibt und mir nur eine Erzählung nicht gefallen hat.

Meine absoluten Highlights waren »Alfie« und »Die Dalonie«.

In meinen Augen dürfen mehr solcher Geschichten kultivieren werden.

(Sarah Lutter)



Hannes Riffel (Hrsg.)
DAS FLIRREN DER HOFFNUNG
Carcosa Verlag, Juni 2026, 408 Seiten, ISBN 978-3910914544

Hannes Riffel präsentiert mit »Das Flirren der Hoffnung« den zweiten fantastischen Almanach im Carcosa Verlag. Während der erste Band den interessierten Lesern einen Einblick in das fantastische Programm und die zu veröffentlichten Autoren gegeben hat, durchzieht den zweiten Band mit dem Thema »Climate Fiction« nicht nur ein roter Faden – für viele, aber nicht alle Beiträge-, sondern blickt auch thematisch über das Carcosa-Programm hinaus und präsentiert mit dem zu früh verstorbenen Alexander Fliederer oder der Alan Moore Inspiration Arthur Machen Autoren, die bislang nicht direkt im Programm des ambitionierten Verlags vorhanden sind.

Auch der erste sekundärliterarische Artikel von Benolt Breville und Pierre Imbert über die »Zeitung gegen den Strich« (das französische »La Mondo Diplomatique«) zeigt die Aktualität dieser Ausgabe. Ausführlich gehen die beiden Herausgeber auf die Notwendigkeit ein, abseits des Clickjournalimus sich intensiver wie auch historischer mit wichtigen Themen zu beschäftigen und im Grunde immer beide Seiten zu präsentieren. Das bedingt eine solide Lesergruppe, aber auch die Verpflichtung, sich zu positionieren. In der Vergangenheit hat sich die Zeitung immer wieder positiv wie negativ gegen das Establishment gewandt, was sicherlich auch Kritik hervorgerufen hat, wenn Aktion und Reaktion politischer Entwicklungen getrennt voneinander abgewogen worden sind.

Becky Chambers ist mit zwei Geschichten vertreten. »Eine gute Häretikerin« (A Good Heretic) greift auf eine Figur aus ihrer Wayfarers-Tetralogie zurück und beschreibt ihre Entwicklung zu dem Charakter, der sie in den Romanen darstellt. Wer mit der Tetralogie nicht vertraut ist, kann

die kurze Geschichte auch gut lesen, aber spannungstechnisch wirkt sie in ihrem distanzierten Erzählstil eher wie eine klassische Ergänzung als einen wirklich alleinstehenden Text. Der Sianat Mas kann den Flüsterer nicht wie andere Mitglieder seines Volks akzeptieren. Was ihn erst zu einem Außenseiter mit einem starken inneren Konflikt macht, wird später zu einer Variation, aber nicht unbedingt Mutation. Becky Chambers folgt ein wenig dem Stichwort, wenn sich eine Tür schließt oder besser in diesem Fall geschlossen werden muss, öffnet sich eine andere Tür. Die Charakterisierung Mas ist auch für die angesprochenen Newcomer überzeugend, die einzelnen Situationen zufriedenstellend entwickelt, sodass die Auftaktgeschichte des zweiten Almanachs trotz der angesprochenen kleineren Schwächen im klassischen Spannungsaufbau durchaus zu überzeugen weiß.

Beginnend mit dem ironischen Titel »Die Decksfrau, die Novaklinge und die dreimal gesungenen Texte« (The Deckhand, the Nova Blade and the thrice-sung Text) präsentiert die Autorin in ihrer zweiten Geschichte im Grunde eine Art Volkslegende.

Die Geschichte ist in Form von Tagebuchaufzeichnungen an eine eher unbekannte Anschrift gehalten. Die Decksfrau ist ein großmäuliger Charakter, die nicht viel von ihren Mitmenschen hält und sich eher abseits vom großen wie verzweifelten Kampf gegen die übermächtigen außerirdischen Angreifer hält. Eines Tages wird sie mittels eines besonderen Steins ausgewählt, die Novaklinge zu schwingen – der Leser erfährt wenig bis gar nichts über die Waffe, der einzige Einsatz findet dann auch noch im Off statt – und den Anführer der Feinde in einer Art Zweikampf mitten im Herz des Feindes zu besiegen. Im Grunde ist der ganze Text eine bizarre Liebesgeschichte an eine unbekannte Person, die schließlich dank der Eintragungen erkennen kann und muss, dass die Decksfrau doch ein wertvoller Teil der Gemeinschaft ist und das dessen Bewunderung mehr Wert ist die Lobeshymnen der Millionen, welche in ihr jetzt eine Volksheldin sehen. Stilistisch expressiv und atmosphärisch stimmig fehlt der Story eine innere Struktur, und der vermeintliche wie pragmatische Höhepunkt mit dem Einsatz der Novaklinge wird beiläufig wie rückblickend erwähnt. Als absichtliche Parodie auf das Heldentum der Pulpgeschichten wäre dieser Ansatz ok, hätte aber anders abgewickelt werden müssen. Daher wirkt die ganze Geschichte wie eine Mogelpackung, viel Stimmung, aber wenig gehaltvoller Inhalt und die Message wirkt auch ein wenig bemüht.

Aiki Mira präsentiert in »Heimrufen« eine klassische Liebesgeschichte in ihrer typisch humorvoll expressiven Erzählart mit im tiefsten Herzen romantischen Protagonisten, die im harten Alltag sich Schalen als Schutzpanzer zugelegt haben. Nur in ihrer kleinen, mit den Resten der Zivilisation in Form alter Computer oder Bildschirme angefüllten Wohnung kommen sie nicht nur zur Ruhe, sondern erleben trotz mancher Herausforderungen ureigenes Glück. Der Titel bezieht sich auf das kurzzeitige Verschwinden einer der beiden jungen Frauen, die nächtens nicht von der Arbeit zurückkommt und den lan-

ge Zeit eher bemühten Versuch ihrer Geliebten, ihre Spur aufzunehmen.

Im sekundärliterarischen Titel setzen sich Aiki Mira und Barbara Slawig als Übersetzerin zweier Climate-Fiction-Werke im Carcosa Verlag mit der objektiven Betrachtung des Genres – Aiki Mira – sowie dem subjektiven Einfluss zweier Werke auf die Leserin und dann auch Übersetzerin Slawig auseinander. Aiki Mira blickt über die klassische Definition der Climate Fiction hinaus und sieht eher die Notwendigkeit, das Thema als Post Climate Fiction zu betrachten … als das, was danach kommt mit allen negativen wie seltenen positiven Folgen. Aus ihrem Blickwinkel ist der Stein der klimatischen Veränderung unabänderlich ins Rollen gekommen und die Aufgabe der Science-Fiction sollte es sein, sich mit den sozialen wie wirtschaftlichen Folgen und nicht mehr mit den Ursachen auseinanderzusetzen. Barbara Slawig vergleicht Rebecca Campbells »Aroborealität« mit Kim Stanley Robinsons »Grüne Erde« Trilogie, deren überarbeitete Fassung ja momentan bei Carcosa erscheint. Während Rebecca Campbell vor allem über das Stillleben der Emotionen, der Zwischenmenschlichkeit in einer rauer werdenden Welt kommt und auf wenigen Seiten im Grunde ganze Leben skizziert, präsentiert Kim Stanley Robinson noch einen wissenschaftlichen Ansatz, der wie in seinem später veröffentlichten Roman »Das Ministerium der Zukunft« der Menschheit noch eine positive Chance gibt, wenn alle Kapazitäten gebündelt und unendliche Ressourcen zur Verfügung gestellt werden. Angesichts der gegenwärtigen politischen Entwicklungen in Russland, dem Iran oder den USA ein zu positives Denken. Mit »Über das Schreiben von Climate Fiction« greift Kim Stanley Robinson aber einige Aspekte aus Barbara Slawigs kurzem Essay auf. Wahrscheinlich ist es genau andersherum. Der Amerikaner inspirierte seine Übersetzerin. Aber Kim Stanley Robinson sieht sich als pragmatischer Optimist, der trotz der Herausforderungen und der dunklen Prophezeiungen positive Utopien schreibt, in denen der Mensch mit seinem Wissen und vor allem seiner Fähigkeit zur Improvisation mit einfachen Mitteln auch viel Gutes bewirken und den Schaden ausgleichen kann, den er über Jahrzehnte angerichtet hat. Er muss es nur wollen und ihm sollten weder die narzisstischen Militärs noch die gierigen Politiker im Wege stehen.

Kim Stanley Robinsons zweiter Beitrag »Eine Geschichte« ist keine Kurzgeschichte. Es ist eine wunderbare, warmherzige Reflexion des Werks Gene Wolfes, der ja auch bei Carcosa ein neues Zuhause gefunden hat. Dabei verknüpft Robinson Aspekte aus Wolfe (und Aldiss und Ballards) Leben mit ihren Werken. Es geht dem Amerikaner nicht darum, einen Schwerpunkt zu setzen, sondern Tendenzen herauszuarbeiten, rote Linien zu definieren und immer wieder zu zeigen, dass sich Gene Wolfe sich um seiner selbst willen, sondern der literarischen Herausforderung wegen stilistisch weiterentwickelt hat. Manchmal als Hommage an einen von ihm verehrten Autor, manchmal als Parodie und nicht selten als innere Reflexion der eigenen Gedanken. Kim Stanley Robinson verzichtet auf einen kompletten

Überblick, sondern setzt auf einzelne Schwerpunkte mit einer Hervorhebung von Gene Wolfes Novellen. Eine perfekte Einführung in das Werk Gene Wolfes, der ja inzwischen auch einen Schwerpunkt im Carcosa Verlag bildet.

Nicole Griffith ist mit einer Miniaturstory sowie einem Essay in »Das Flirren der Hoffnung« vertreten. »Glimmer« nutzt ein altes Thema – irgendwo zwischen den Sternen wartet eine neue, unbekannte Kolonie auf die Protagonistin – und verknüpft es mit dem inneren Zwiespalt einer behinderten Frau, die aber nicht ohne Grund ausgesucht worden ist. Bestehend vor allem aus inneren Monologen handelt es sich um eine ausgesprochen kraftvolle Erzählung, die aber durch die kompakte Handlungsführung und deswegen auch fast zu fokussierte Konzentration eher auf emotionale Stimmungen denn ausführliche Beschreibungen auch auf den ersten Blick oberflächlich wirken könnte. Es ist aber in vielen Punkten auch ein realer und nicht kitschiger Blick in die Seele von Erzählerin und Protagonistin gleichermaßen. Das Minderwertigkeitsgefühl angesichts der Behinderung aus der Masse negativ herauszustechen dominiert dabei, ohne dass Erzählerin/Autorin in Selbstmitleid verfallen.

Wie bei Kim Stanley Robinsons Essay über das Schreiben von »Climate Fiction« fließt auch bei Nicola Griffith über das grundlegende Thema »Identität und Science Fiction« sehr viel Persönliches in ihr humorvolles, kurzweiliges Essay ein. Natürlich ist das goldene Startalter für Science-Fiction immer noch 12 oder die Jahre drum herum. Aber die Zeiten haben sich geändert. Nicola Griffith war von der städtischen Bibliothek genauso begeistert wie von der Enzyklopädie, die ihr Vater als Hausierer für kurze Zeit von Tür zu Tür verkauft hat. Die Begeisterung für die Wissenschaft wuchs gleichzeitig mit ihrer Liebe zu Erzählung, eben zur Science-Fiction. Auch wenn sich das Thema ihres Artikels ein wenig hochgestochen erscheint, erfüllt die autobiografisch gefärbte Arbeit einen gänzlich anderen Punkt: die Suche nach der eigenen Identität im Leben nicht in, sondern mit der Science-Fiction.

»Ohne Krieg keine Helden« vom Le-Guin-Übersetzer Matthias Fersterer setzt sich nicht nur mit »Latvania« auseinander, der bei Carcosa erschienen ist. Ein wenig bemüht versucht Matthias Fersterer auch noch einen Bogen zu »Immer nach Hause« zu schlagen, an dessen Übersetzung er auch mitgearbeitet hat. Zwei sehr konträre, sehr faszinierende Werke, die im Grunde nur den Heimatbegriff gemeinsam haben. Da lässt sich so viel Zurren und Zerren wie man nur will. Mittels zahlreicher Zitate versucht der Autor nicht nur die Bedeutung des Werkes innerhalb von Ursula K. Le Guins Kanon herauszuarbeiten, sondern eine vielschichtigere Interpretation zuzulassen, als es die literarische Verarbeitung des gescheiterten Versuchs ist, das originäre Epos aus dem Lateinischen ins Englische zu übersetzen.

Arthur Machen ist eine der treibenden Kräfte, welche Alan Moore zu seiner Pentalogie inspiriert hat, die mit dem Buch »Das große Wenn« im Carcosa Verlag fast zeitgleich mit den englischen Ausgaben erscheint. Es ist aber nicht sinnvoll, mit Alan Moores Essay anzufangen, auch wenn er einige Hintergründe zu der eben-

falls in diesem Almanach publizierten Kurzgeschichte »N« hinzugefügt. Alan Moore geht intensiver auf Arthur Machens aus einem Satz bestehende zynische Pointe ein, sodass dem neu übersetzten Text des walisischen Autors der Vortritt gewährt werden sollte.

»N« ist eine wundervolle Erzählung, welche die Schwächen von Machens vorherigem längeren und abrupt endenden Text »The Green Round« ausbügelt. Einige Freunde treffen sich in einem Club und sprechen über verlorene Orte in London, über die alten Zeiten und möglicherweise auch eine zumindest auf den ersten Blick imaginäre Welt neben dem bestehenden London. Die drei Männer ergänzen sich in ihren Erinnerungen, widersprechen sich an anderen Stellen. Sie suchen keine hintergründigen Erklärungen, im Grunde präsentieren sie nur etwas Alltägliches: Erinnerungen sind immer subjektiv und Schall wie Rauch. Es ist das angesprochene Ende, das alles hinterfragt und in der Tradition, die Shirley Jackson mit ihren Büchern später aufnehmen sollte, dem Leser klar macht, das das »Leben« vielleicht aus noch mehr Illusionen besteht als angenommen.

Alan Moore nimmt den roten Faden dieser Erzählung auf, spannt aber einen deutlich weiteren Bogen. In »Der Blick aus Canons Park« berichtet der weltberühmte Comicautor, dass er quasi eine kommerzielle Sicherheit mit dem Vertrag über eine Buchserie in Zeiten der Pandemie haben wollte. Der Vertrag über die fünf Bücher wurde unterschrieben, bevor er eigentliche Ideen hatte. Die Lektüre alter Meister bis hin zu Machen war der erste positive Baustein. Insbesondere »The Green Round« mit den zahlreichen, von Moore angesprochenen Schwächen und »N« als der perfekte Gegenentwurf in Machens Spätwerk dienten als Katalysator hinsichtlich der Entstehung des ersten Bandes der fünf Jahrzehnte – mit einem Bruch von zwanzig Jahren zwischen dem vorletzten und letzten Band – umfassenden in einem realen wie alternativen London spielenden Serie.

Nachdem die Ausgangsbasis charakterisiert worden ist, geht Alan Moore auf seine Arbeitsweise ein. Sie wirkt teilweise improvisierend, als wenn nicht nur neue Ideen, sondern vor allem auch andere literarische Inspirationen ihren Weg in die Geschichte förmlich hineingezwängt haben. Dabei geht Alan Moore auch über Machen als Spiritus Rector hinaus und schaut auf die Werke, welche Machen eher oberflächlich streift, um sie zu einem elementaren Bestandteil von »Das große Wenn« zu machen.

Es ist wichtig, erst Machens Geschichte zu lesen und dann Alan Moores Gedanken in seinem umfangreichen, wie er selbst sagt aus dem Leim gegangenen Essay zu folgen. Gemeinsam lassen sie nicht nur einen der wichtigsten Vertreter der britischen Fantastik – Wales als Bestandteil Großbritanniens gesehen, auch wenn sich Arthur Machen immer zuerst als Waliser angesehen hat – auferstehen, sondern zeigen, wie sich auch gegen die klassische Einschätzung als fantastisches Werk ein Kreis schließt.

Der Übergang zu Michael Moorcock ist in diesem Almanach nicht nur konsequent, sondern fließend.

Im Jahre 2025 veröffentlichte Carcoca Michael Moorocks magisch-realistischen und mit autobiografischen Zügen versehenen Roman »Mother London«. »Kindheitserinnerungen an Weihnachten während der Luftangriffe« ergänzt »Mother London« mit persönlichen Erinnerungen nicht nur aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, sondern bis fast in die Gegenwart, als Michael Moorcock als Mittler zwischen seit vielen Jahren getrennt lebenden, aber nicht geschiedenen Eltern auftrat. Michael Moorcock ist ein farbenprächtiger Erzähler, der seine Erinnerungen um die zahllosen Details aufbaut und sich so vom Kleinen – ihm aber persönlich sehr wichtig – zum Großen – den politischen Ereignissen – hocharbeitet. Es sind warmherzige Erinnerungen an schwierige Zeiten, wobei Michael Moorock im Vergleich zu vielen anderen britischen Familien noch »Glück« im Unglück hatte. Dabei schaut Michael Moorcock auch über den eigenen Tellerrand hinaus und bezieht cineastische Erinnerungen wie John Bormans »Hope and Glory« mit ein. Am ehesten lässt sich dieses Essay direkt im Anschluss oder vielleicht kurz vor der Lektüre von »Mother London« goutieren, um Fiktion und wahrscheinlich auch eine ein wenig literarisch verklärte Realität in einem Guss zu erleben. Der Brite ist sich auch nicht zu schade, seinen ewigen Helden Elric kurz zu erwähnen. Vor einem ungewöhnlichen Hintergrund. Ansonsten erweckt dieser lesenswerte Rückblick auf die eigene Jugend die zahllosen Erinnerungen an »Mother London«, einen der besten Romane von Michael Moorcock.

Das Interview mit Joanna Russ und Samuel R. Delany bildet den Mittelpunkt einer interessanten kleinen thematischen Trilogie. Davor findet sich ein ausführliches Essay von Tabea Hecht unter dem Titel »Verdreht, verspielt, verkopft« zu Joanna Russ, anschließend druckt Herausgeber Hannes Riffel Markus Metz & Georg Seeßlens »Die Welt als Sprache und Begehren« über Samuel R. Delany nach. Auffällig ist, wie sich Delanys Meinung zur eigenen Einschätzung im Genre verändert hat. Im später als die Zitate publizierten Interview ordnet er den New Wave als Bewegung deutlich strenger als. Nur die Autoren um das britische Magazin »New Worlds« gehören zu dieser Gruppe. Markus Metz & Georg Seeßlen zitieren Delany, das er sich zusammen mit Auroren wie Norman Spinrad als Teil der amerikanischen New-Wave-Bewegung sieht.

Bei diesen drei Texten ist es sinnvoll, mit dem Interview anzufangen. Im Delany-Teil wiederholt sich vieles Persönliches, aber es ist sinnvoll, den eloquenten Delany gegenüber der deutlich mehr pointierten, kürzer angebundenen, aber tiefer gehend argumentierten Joanna Russ fast live zu sehen. Delany wandelt auf dem schmalen Grat zwischen Autor und Künstler, der inzwischen seine Besonderheiten »zementiert« hat. Überall zwischen den Stühlen stehend als experimenteller junger wie erfolgreicher Autor, den irgendwann die Verlage haben fallen lassen, um über die Kleinverlagsszene wortgewaltig zurückzukehren. Joanna Russ blickt weniger auf das eigene Werk, die eigene Persönlichkeit, sondern versucht die sachlich gestellten, manchmal ein wenig zu simplen Fragen eines gewissen Johnson gut zu beantworten. Ein Interviewer ist schon in

schwierigen Gewässern, wenn er seine erste Frage mit dem Hinweis »ziemlich allgemein gehalten« ergänzt.

Vor allem scheint Johnson die Kontrolle über das Interview verloren zu haben. Es gibt ganze Passagen, in denen nur Delany auf die Fragen antwortet. Es wäre sicherlich schön gewesen, beide Autoren auf die gleiche Frage antworten zu lassen. Nur an wenigen Punkten entwickelt sich ein kurzer Dialog zwischen Russ und Delany, wobei insbesondere Russ teilweise zu einer pointierten Stichwortgeberin reduziert wird. Das ist angesichts der gleichen und doch in einigen Punkten unterschiedlichen Ansichten viel verschenktes Potenzial.

Tabea Hecht stellt in ihrem Essay – sie hat auch die Werkausgabe für den Carcosa Verlag zusammengestellt – Joanna Russ' zahllose Stärken zusammen. Im Genre aufgewachsen, Science-Fiction wie zum Beispiel ›Star Trek‹ liebend, strahlen ihre Texte eine zornige, vor allem soziale Experimentierfreude aus. Natürlich gibt es noch einen starken Kontrast zwischen ihren teilweise bitterbösen Rezensionen und ihren eigenen Arbeiten, in denen sie sich manchmal auch ein wenig hinsichtlich ihrer an Elfenbeintürme erinnernden Gedankenmodelle im Weg steht, wenn sie zu sehr mit den Klischees des Genres per se spielen will, aber selbst ins Risiko geht, manche Situation klischeehaft aufzulösen. Vor allem geht es Tabea Hecht bei der Vorstellung von Russ-Werken um die Innovation – eine feministische, aber autarke Welt; Zeitreise in der Form der heute akzeptierten Art der Parallelweltausbildung –, die den Geschichten innewohnt.

Georg Seeßlen und Markus Metz trennen in dieser Hinsicht weniger Delanys Leben und Werk. Beginnend mit den pornografischen Werken hin zu dessen provokanter Autobiografie untersuchen sie, wie viel Delany in seinen Büchern steckt. Hinzu kommt die Präsentation des außergewöhnlichen Frühwerks, dessen Höhepunkt sicherlich »Dhalgren« gewesen ist. Hier zeigt sich aber auch die Schwäche dieses Essays. Kritische Stimmen werden unterdrückt. Ob »Dhalgren« im übertragenen Sinne wirklich das »Ende« der Science-Fiction, wie Leser sie kennen, steht auf einem anderen Blatt. Diese Einseitigkeit macht die Lektüre nicht ganz einfach. Natürlich wird Delany ausführlich und passend zitiert, aber an einigen Stellen fehlt das Gegengewicht durch die Autoren des Essays. Natürlich ist Delany eines der frühen Schwergewichte des fantastischen Genres, der sich über die Grenzen der Science-Fiction, aber auch der Fantasy herausgearbeitet hat. In dessen Werk immer gegenwärtige soziale Themen eingeflossen sind. Aber jedes Monument braucht auch ein Fundament und in dieser Hinsicht agieren Markus Metz & Georg Seeßlen ein wenig zu euphorisch. Auch Tabea Hecht sucht in ihrem Artikel nicht die kritische Konfrontation mit Joanna Russ' Werk. Aber bei ihr lässt sich zwischen den Zeilen auch eine latente Kritik weniger in inhaltlicher Richtung, sondern in der Diskrepanz zwischen Ambition und Ausführung noch erkennen. Auch geht Tabea Hecht mehr und detaillierter auf die Resonanz des Publikums hinsichtlich Joanna Russ' feministischer wie provozierender Thesen ein, während Delany hier nur als

eines der zahlreichen Opfer eines gesellschaftlichen Wandels innerhalb der USA in den Achtzigerjahren (und leider wieder heute an der Seite von Joanna Russ, deren Bücher aus den öffentlichen Bibliotheken entfernt werden) wirkt.

Eine Aussage aus dem Interview Teil wird aber sicherlich nachhallen. Delany hat eine kurze, präzise Antwort auf die Frage, warum der Science-Fiction-Boom im Kino und Fernsehen nicht nachhaltiger für höhere Buchauflagen gesorgt hat: Seher sind eben keine Leser.

Am Ende von »Das schmale Haus« schreibt Andreas Fliedner von der Inspiration zu dieser Geschichte, die ihm nach ersten Lektüre entfallen und Jahre nach dem Verfassen des Textes bei einer erneuten Begegnung wieder eingefallen ist. Viel erstaunlicher ist, dass der Text Ähnlichkeiten zu Michael Siefeners »Die Stadt der unaussprechlichen Freuden« aufweist. Siefener kann Andreas Fliedners Geschichte nicht gekannt haben und andersherum. Die intensive wie intime Weird-Fiction-Story beschreibt das Eindringen des Ich-Erzählers in ein kleines Haus, das ihm bislang nicht aufgefallen ist. Die Tür stand auf. In den an ein Labyrinth erinnernden Räumlichkeiten begegnet er einer verhutzelten anscheinend toten Gestalt, in der Ecke liegend. Ab einem bestimmten Punkt ahnt der Leser das Ende. Und trotzdem fasziniert Andreas Fliedner so unauffälliger, so atmosphärisch verstörender Stil.

Marc Sagnol schreibt als Übersetzter über seinen Übersetzer Andreas Fliedner und geht auch auf dessen schmales, überwiegend bislang unveröffentlichtes Werk ein. Der Bogen bestehend aus den persönlichen Begegnungen beginnend in Saarbrücken reicht erstaunlich weit bis in die DDR Zeit und damit Auerbachs Keller zurück. Marc Sagnol schreibt voller Herzenswärme über einen Übersetzer, der sich die Mühe gemacht hat, dessen Werke nicht nur zu übertragen, sondern sprachlich im Sinne des Autors auch zu interpretieren, wo das deutsche Wort unzureichend ist. Andreas Fliedners Erbe zeigt sich auch in seinen letzten Arbeiten für Festas »Weird Fiction«-Reihe.

Zwei Autorinnen im Gespräch. Elizabeth Hand trifft auf Kelly Link. Es geht um Geistergeschichten – in frühester Jugend im Bett gelesen, jetzt selbst verfasst-, um den Einfluss anderer Autoren und schließlich Kelly Links verschiedene Tätigkeiten auch für den Verlag ihres Mannes. Das Interview muss schon älter sein. Inzwischen hat Elizabeth Hand nicht nur mehrere Weird-Fiction-Geschichten verfasst, sondern eine Fortsetzung zu dem Shirley-Jackson-Klassiker geschrieben, über den sie mit Kelly Link spricht. Anfänglich handelt es sich noch um ein Zwiegespräch auf Augenhöhe. Immer wieder stellt Kelly Link pointierte Gegenfragen, bevor das Interview ein wenig statisch wird. Aber der Leser erhält einen ersten Eindruck der Autorin, deren Kurzgeschichtensammlung ebenfalls bei Carcosa erschienen ist.

Aber nicht alles muss wie auch bei Andreas Fliedner in einem direkten Zusammenhang mit der Veröffentlichung im Carcosa-Verlag stehen. So stellt Helmuth W. Pesch mit Austin Tappan Wrights einzigem posthum veröffentlichten Roman »Islandia« eine heute fast gänzlich vergessene Utopie vor, die sich aber in den Reigen von

Werken wie Ursula K. Le Guins »Immer nach Hause« einreihen könnte. Neben einer ausführlichen Inhaltsangabe geht der Autor auf den minutiösen Hintergrund ein, den Wright für sein heute auch antiquarisch eher teuer zu erstehenden Reisebericht in ein fiktives, aber auf seiner eigenen Gegenwart und den sozialen/politischen/wirtschaftlichen Problemen extrapoliertes Land. Mit fast achthundert Seiten sicherlich keine leichte Lektüre. Aber einer dieser Stoffe, für den Carcosa sich abseits des Mainstreams ja einen Namen gemacht hat.

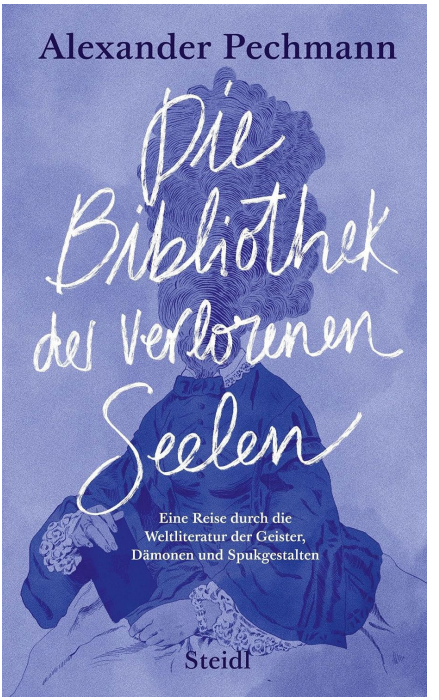
Im ersten Almanach haben die Steinmüllers Erik Simon vorgestellt. Zeit, sich in »Das Flirren der Hoffnung« zu revanchieren. Die beiden Steinmüllers und Erik Simon sind nicht nur seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden, der Memoranda Verlag widmet den Steinmüllers und Erik Simon jeweils eine umfangreiche Werkausgabe. Daher ist die gegenseitige Vorstellung nicht gänzlich zufällig. Erik Simon geht auf den beruflichen Werdegang der Steinmüllers genauso ein wie auf die Schwerpunkte in ihrem Werk und die besondere Stellung innerhalb der ostdeutschen Science-Fiction. Ausführlich, sicherlich warmherzig, vielleicht ein wenig überschwänglich positiv lobend. Wer sich bislang nicht mit den Steinmüllers und ihrem Werk befasst hat, wird mit diesem Artikel einen guten Einblick erhalten.

Matthias Fersterer stellt im Abschlussartikel »Verortetes Hoffen-der Goya Almanach« nicht nur eine auf dem viele Jahre erschienenen Goya Magazin basierenden Almanach zu unterschieden Themen vor, er geht auch kurz auf die Lebens- bzw. Sozialgemeinschaften, in denen die Herausgeber leben. Das eine geht nicht ohne das andere. So entsteht aus einer fast intimen Perspektive ein Blick auf eine bemerkenswerte, allerdings auch hinsichtlich einzelner Themen auch sehr subjektiv agierende Publikation, welche utopische Ideen aufgreift, extrapoliert und im idealen Fall zu einer »zukunftsorientierten, visionären Einheit« zu verschmelzen. Ohne Frage eine ambitionierte Vorgehensweise, die wahrscheinlich im kleinen und isolierten Kreis funktionieren kann, darüber hinaus in der gegenwärtigen Welt an ihre Grenzen stößt.

Wie der erste Almanach ist »Das Flirren der Hoffnung« nicht nur ein Blick auf die Autoren (und Übersetzer wie Helmuth W. Pesch oder Matthias Fersterer), welche das literarische Herz des ambitionierten Carcosa Verlag bilden, sondern auch ein Spiegel der Bandbreite des Genres mit einem Schwerpunkt der »Climate Fiction«. Nicht als Endpunkt, sondern immer noch als hoffnungsvolles Sprungbrett, den angerichteten Schaden nicht unbedingt zu beseitigen, sondern nicht noch mehr zu zerstören und auf Alternativen hinzuweisen. Dabei erweist sich die Mischung aus Kurzgeschichte und Artikel bei Autoren wie Becky Chambers, Aiki Mira oder Nicole Griffith als ideale Basis. Selbst Kim Stanley Robinsons zwei Beiträge könnten nicht unterschiedlicher sein. Der Blick über den Verlagsrand bei den letzten drei Arbeiten überdeckt den Eindruck, ein wenig (positiv) Schleichwerbung in eigener, sicherlich unterstützenswerter Sache zu machen. Hinzu kommt, dass sich mit Arthur Machens »N« und Alan Moores intelligenten Anmerkungen oder den persönlichen Erinnerungen Michael Moorcocks an

seine Weihnachtszeit Beiträge in diesem Almanach finden, die ansonsten schwer zu finden sind. Viele Autoren (Kim Stanley Robinson, Alan Moore, Michael Moorcock oder Nicola Griffith) erlauben ihren Leser einen intimen Blick in die innere Gefühlswelt, vielleicht bei einigen der beteiligten Schriftsteller auch in das innere Chaos, die als Schlüssel zu ihrem vielschichtigen Werk gelten können. So wird »Das Flirren der Hoffnung« auch zum Sprungbrett, die Autoren zum ersten oder wiederholten Mal zu entdecken. Die Mission ist damit übererfüllt.

(Thomas Harbach)



Alexander Pechmann
DIE BIBLIOTHEK DER VERLORENEN SEELEN
Eine Reise durch die Weltliteratur der Geister, Dämonen und Spukgestalten
Originalausgabe, Steidl Verlag, März 2026, Hardcover, 285 Seiten, ISBN 978-3-96999-494-8

Alexander Pechmann ist dem geneigten Leser durch einige fantastische Romane (»Die Nebelkrähe«, »Die zehnte Muse« oder »Sieben Lichter«) ein Begriff. Zu diesen erzählenden Veröffentlichungen gesellten sich über die Jahre einige Sekundärwerke (»Die Bibliothek der sieben Meere« und »Die Bibliothek der verlorenen Bücher«), in denen er sich mit Verve und hintergründigem Humor einem ernsten, wissenschaftlich angehauchten Thema widmet.

Nun legt sein Hausverlag Steidl in gewohnt gediegener Ausstattung (Hardcover, bedruckter Leineneinband, Fadenheftung, Innenillustrationen und Lesebändchen) ein weiteres derartiges Werk vor.

Den Inhalt fasst der Verfasser im Untertitel »Eine Reise durch die Weltliteratur der Geister, Dämonen und Spukgestalten« treffend zusammen. Einmal mehr hat er Hunderte von Büchern gewälzt, sich eingelesen und recherchiert, um den Ursprüngen und der Entwicklung jener Themen nachzuspüren, die Geister, Dämonen und Spukgestalten betreffen.

Um es vorwegzunehmen; – auch Pechmann kann und will uns nicht verraten, ob es so etwas wie Geister, Dämonen oder Erscheinungen tatsächlich gibt.

Die Suche nach ihnen jedoch ist – wie er eindrucksvoll zeigt – ein Wesenszug,

der den Menschen seit den frühen Hochkulturen umtreibt. Bereits an Euphrat und Tigris in Mesopotamien (Gilgamesch) beschäftigt den Menschen die Frage: Was geschieht mit uns, wenn wir sterben?

Gibt es eine, wie auch immer geartete, bewusste Existenz der Verstorbenen? Geister wären ein Beweis dafür, dass es nach dem Tod weitergeht.

Im Verlauf der sieben – eigentlich eher fünf, lässt man Vor-und Nachwort außer Acht – chronologisch geordneten Kapitel erläutert Pechmann zunächst den Unterschied zwischen Geistern (zu einem Drittel göttlich, zu zwei Dritteln menschlich) und Dämonen (zu zwei Dritteln göttlich, zu einem Drittel menschlich). Er geht dabei auf unterschiedliche Kulturkreise ebenso ein wie auf Überlieferungen und Sagen.

Der Autor führt eine Vielzahl von Verfassern an – von weltbekannten bis hin zu beinahe vergessenen Stimmen (Daniel Defoes mir unbekannte Erzählung sei hier exemplarisch genannt) – und zeigt, dass die Schöpfer von Geistergeschichten immer wieder persönliche Schicksalsschläge und unerklärliche Erfahrungen in ihrer Prosa verarbeiteten. Die Grundmotive wurden dabei über Generationen weitergegeben. Das Geisterhaus, der aus dem Grab Wiederkehrende, das Opfer eines Verbrechens. Diese werden von den Autoren jeweils zeitgemäß variiert und als Ausgangspunkt für immer neue, und doch vertraute Plots genutzt.

Das Buch liest sich dabei erstaunlich unterhaltsam und flüssig. Statt einer trockenen Abhandlung von Daten und Fakten erwartet den Leser eine lebendige Darstellung. Man merkt Pechmann an, dass er aus eigener Lektüre schöpft und seine Eindrücke von Texten und deren Verfassern einfließen lässt.

Insgesamt ist ihm eine überraschend umfassende Abhandlung über Geistergeschichten, ihre Ursprünge und Entwicklungen gelungen, in der er zugleich der Frage nachgeht, warum uns diese Erzählungen überhaupt so sehr faszinieren.

(Carsten Kuhr)

Jay Kristoff
DAS REICH DER DÄMMERUNG –
A Tale of Shadows and Betrayal
(Empire of the Dawn, 2025)
Aus dem australischen Englisch übersetzt von Kirsten Borchardt
Fischer TOR Verlag, März 2026, Hardcover, 1195 Seiten, ISBN 978-3-596-70044-8

Jahrzehnte ist es her, dass der Tagestod die Sonne vom Himmel nahm. Kein Sturm, keine Finsternis – etwas ließ das lebensspendende Licht verschwinden, und mit der Dunkelheit traten jene Wesen hervor, die zuvor nur in Legenden existierten: Faerievolk, Hexen, Werwesen und vor allem – Vampire. Sie, einst nach dem Mord an unserem Religionsführer verflucht zu ewigem Leben, haben die Welt der Menschen nahezu vollständig unterworfen. Städte fallen, Bewohner werden wie Vieh verschleppt, und nur noch zwei befestigte Zufluchten halten sich gegen die Herrschaft der Blutsauger.

In dieser sterbenden Welt erzählt Gabriel de León seine Geschichte. Einst legendärer Silberwächter des Ordens Argentum, Krieger, Mischling, Verräter und Gefangener der Vampire, berichtet er von



Glauben, Krieg, Verrat und der vergeblichen Suche nach dem Heiligen Gral, der das ewige Dunkel hätte beenden sollen. Was als Rückblick eines gebrochenen Helden beginnt, entwickelt sich zu einem wuchtigen, blutgetränkten Abgesang auf eine Welt, die längst verloren scheint.

Denn wie so oft gibt es Geheimnisse, die man besser niemals erfährt. Eine der Vampirsippen etwa hat sich nicht etwa die Herrschaft über ihre Brüder und Schwestern auf die Fahnen geschrieben, noch weniger paktieren sie, wie sie vorgeben, mit den Menschen – nein, sie verfolgen ganz eigene Ziele …

Da hilft es wenig, dass Gabriel den letzten der großen uralten Vampirherrscher, den Mörder seiner geliebten Frau und Tochter, erst in die Irre führen konnte und dann …

Irgendwie scheint es keinen Ausweg zu geben. Haben die Vampire tatsächlich die Macht über die Erde und all ihre Bewohner an sich gerissen? Wird die Sonne niemals wieder scheinen?

Mit dem Abschlussband seiner Vampir-Trilogie knüpft Jay Kristoff formal an das Erfolgsrezept der Vorgänger an. Der Roman bleibt ein Wechselspiel aus Rahmenhandlung im Kerker und ausufernden Rückblenden, durchsetzt mit Schlachten, Fluchten, Intrigen und reichlich schwarzem Humor. Kristoff schreibt mit spürbarer Lust am Exzess. Gewalt wird nicht angedeutet, sondern ausgestellt, Leid nicht verkürzt, sondern zelebriert. Das besitzt enorme Wucht und zieht über weite Strecken in den Bann.

Gerade in der ersten Hälfte zeigt sich erneut, warum die Reihe so viele Leser gefunden hat. Die Welt wirkt dicht, schmutzig und glaubwürdig, die Figuren sind widersprüchlich, verletzlich und selten heroisch im klassischen Sinne. Gabriel selbst bleibt ein unzuverlässiger Erzähler, dessen Stolz ebenso ausgeprägt ist wie seine Schuld. Diese Mischung aus Pathos, Sarkasmus und Selbstzerstörung gehört zu den großen Stärken der Reihe.

Doch ausgerechnet im Finale zeigt sich auch Kristoffs größte Schwäche. Der Autor will zu viel. Immer neue Enthüllungen, immer größere Wendungen, immer höhere Einsätze – bis die Dramaturgie zu kippen droht. Besonders im letzten Fünftel wirkt der Roman überladen, als müsse jede noch offene Frage unbedingt beantwortet und jedes Motiv bis zum Äußersten gesteigert

werden. Gleichzeitig verschiebt sich der Ton spürbar. Wo zuvor bitterer Zynismus dominierte, schleichen sich plötzlich sentimentale, fast rührselige Momente ein. Das wirkt nicht völlig unpassend, aber spürbar weniger kontrolliert als in den stärksten Passagen der Reihe.

Dass der Roman dennoch funktioniert, liegt nicht zuletzt an der konsequent subjektiven Erzählweise. Gabriel beschönigt nichts, weder seine Grausamkeit noch seine Fehler. Gerade diese schonungslose Perspektive verhindert, dass der epische Umfang ins Beliebige abgleitet. Kristoff gelingt es, den Leser trotz aller Übertreibungen emotional zu binden – ein Kunststück bei einem Werk, das sich über nahezu zwölfhundert Seiten erstreckt.

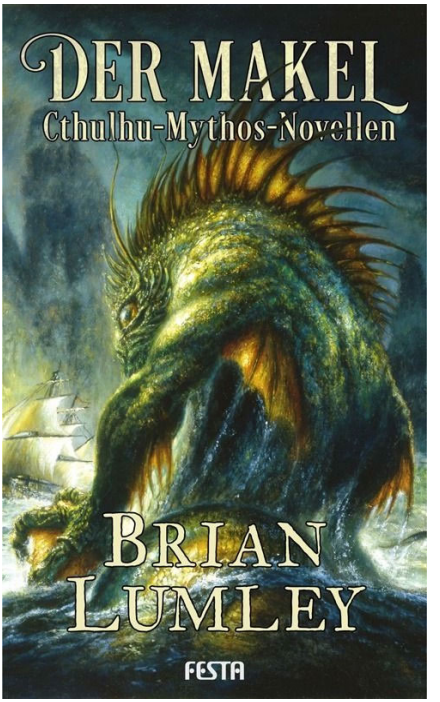
Ein großes Lob verdient erneut die Übersetzung von Kirsten Borchardt. Sie trifft den rauen, oft vulgären Ton ebenso sicher wie die leisen, verzweifelten Momente und verleiht jeder Figur eine eigene sprachliche Farbe, ohne die Lesbarkeit zu opfern. Auch die Ausstattung des Bandes ist gewohnt hochwertig; geprägter Einband, Kartenmaterial und Illustrationen unterstreichen den Anspruch, hier nicht nur einen Roman, sondern ein episches Gesamtwerk vorzulegen.

Am Ende bleibt ein Abschlussband, der die Stärken der Reihe noch einmal eindrucksvoll zeigt – ihre Wucht, ihre düstere Bildkraft und ihre kompromisslose Brutalität –, zugleich aber auch ihre Schwächen offenlegt. Kristoff kann grandios erzählen, neigt vorliegend jedoch dazu, im Finale die Zügel zu locker zu lassen.

Wer die Vorgänger mochte, wird auch diesen Band verschlingen.

Wer sich an Pathos, Übermaß und emotionalem Überschwang stört, wird hier mehr davon finden als je zuvor.

(Carsten Kuhr)



Brian Lumley
DER MAKEL
(The Taint and Other Novellas)
Übersetzung von Alexander Amberg
Festa Verlag, Juli 2026, H. P. Lovecrafts Bibliothek des Schreckens, 528 Seiten, Vorzugsausgabe ohne ISBN

Im Rahmen seiner Bibliothek des Schreckens präsentiert der Festa Verlag mit der 2007 unter dem Titel »The Taint and Other Novellas« die 2007 in der Subterranean

Press erschienene Sammlung mit Cthulhu-Novellen des britischen Autors Brian Lumley. Ein Band mit Kurzgeschichten scheint dem Vorwort folgend in Vorbereitung zu s ein. Brian Lumley geht in seinem kurzweilig zu lesenden Vorwort auf die ersten Begegnungen mit Lovecraft und seinen Epigonen genauso ein wie die »Frechheit«, August Derleth eine Zusammenstellung von angeblich authentischen Berichten zu präsentieren. Derleth forderte Lumley auf, sich selbst schon während seiner Dienstzeit als Soldat mit dem Schreiben von Geschichten zu versuchen.

So entstand schon 1968 »Der Schrecken von Oakdeene«, die allerdings als seine erste Novelle angekauft worden ist, um erst sechs Jahre später veröffentlicht zu werden. Bis dahin konnte Lumley beim Herausgeber der Arkham Press einige Kurzgeschichten als erste professionelle Arbeiten unterbringen. Der ambitionierte Text klebt noch relativ eng an Lumleys Inspiration Lovecraft, allerdings mit einer Verbeugung vor der nihilistischen Atmosphäre Bram Stokers. Auch wenn es nicht explizit geschrieben worden ist, erinnern einige der Insassen in der Nervenheilanhalt Oakdeene an Verwandte Renfields. Lumleys Geschichte spielt in den Jahren 1935 und 1936. In 1936 im Grunde nur noch an einem einzigen Tag. Daher kann der Autor die menschenverachtende Unterbringung von Wahnsinnigen mit einem sadistischen Wächter und seinem Stock – eine der Überraschungen während des Finals – auch intensiver und glaubwürdiger beschreiben. Die Identifikationsfigur des Lesers ist Martin Spellman. Spellman befindet sich noch in der Ausbildung zum Krankenpfleger, gleichzeitig arbeitet er an einem eigenen Werk. Brian Lumley hat während seiner Militärzeit unter anderem in Deutschland auch an seinen Kurzgeschichten gearbeitet und sicherlich manche Stunde am Schreibtisch verbracht. Die schlimmsten Patienten sind unter der unter der Erde gelegenen »Hölle«, dem Keller in Zellen untergebracht.

Brian Lumley konzentriert sich vor allem auf Atmosphäre. Die Interaktion zwischen dem an einen Frosch erinnernden Barstowe und dem anfänglich zurückhaltenden Spellman; die Bitte eines Patienten um eine Abschrift eines kleinen Abschnitts aus einem der »verbotenen« Bücher aus der Bibliothek und die Konfrontation zwischen dem unter einer Persönlichkeitsstörung leidenden Patienten und Barstowe dominieren die Handlung. Der erfahrene Lovecraft-Leser ahnt oder besser weiß, in welche tragische Richtung sich der Plot entwickeln wird. Das Finale mit den traumartigen Visionen und schließlich dem Versuch, einer Beschwörung der wahren Götter stellt keine wirkliche Überraschung dar, ist aber überzeugend gut geschrieben worden. Die Charakterisierung der handelnden Personen wirkt noch ein wenig schematisch, allerdings folgt Brian Lumley der Tradition Lovecrafts, dass es für die Erzähler seiner Geschichten nicht immer gut ausgeht. Dazu muss der Brite allerdings während des Epilogs die Perspektive wechseln, was den Lesern ein wenig zu früh aus der Handlung herausreißt. Der Titel ist verführerisch doppeldeutig, denn es gibt mehr als einen Schrecken in dieser Anstalt. Brian Lumley charakterisiert seine

erste Novelle in den einleitenden Worten selbst als das Werk eines Anfängers und stark von Lovecraft beeindruckt. In der Sammlung »The Taint« ist die Novelle zum ersten Mal seit der Erstveröffentlichung 1975 nachgedruckt worden. So schlecht ist sie allerdings nicht und bereitet dem Leser einige wohlige Schauer während der Lektüre.

»Herr des Windes« ist für die Veröffentlichung in »The Magazine of Fantasy & Science Fiction« um ca. 20 Prozent gekürzt worden. In der vorliegenden Form wirkt der Text auch deutlich eleganter, atmosphärisch stimmiger. Wieder gibt es einen Erzähler, der durch gänzlich andere Forschungen in die Ereignisse einbezogen worden ist und sie als einen finalen Bericht niederschreibt. In der Nähe lebte lange Zeit der Autor von okkulten Büchern. Bei einer Expedition in die eisigen Weiten ist er ums Leben gekommen, nur seine eher aus dem Nichts schwanger gewordene Frau hat überlebt. Über ein Jahrzehnt später ist ihr Sohn ebenfalls in den Weiten des Nordens verschwunden und zusammen mit dem Chronisten, der sie nicht alleine gehen lassen will, sucht sie ihren Sohn.

Der Spannungsaufbau der Geschichte mit einem Berichtsrahmen, aber auch einem langen Rückblick in der Mitte ist klassisch. Brian Lumley orientiert sich in dieser frühen Phase seiner literarischen Arbeiten eng an Lovecraft und weniger an seinen Epigonen wie Robert Bloch – dieser führte ihn erst zu Lovecraft –, Robert E. Howard oder Fritz Leiber. Natürlich bedeutet dieser statische Aufbau nicht, dass der Chronist am Ende der Geschichte ums Leben kommt. Die Wahrscheinlichkeit ist hoch. Brian Lumley spielt in dieser Hinsicht auch nicht mit den Lesern, in denen er wie zum Beispiel Robert Kraft in »Die Nihilit Expedition« eine Geschichte auf Augenhöhe simuliert, um sie auf der letzten Seite in einen hinterlassenen Bericht umzuwandeln.

Auch agieren seine Protagonisten immer auf Augenhöhe. Selbst wenn sie es wie im vorliegenden Fall durch aktives Ausladen eigentlich nicht mehr sollten. Interessant, aber nicht gänzlich herausgearbeitet, ist die Verbindung zwischen dem verschwundenen Jungen und einer wunderbar übernatürlichen Schöpfung, die Brian Lumley für diese Story komponiert hat. Alle Komponenten sind vorhanden, alle Erklärungen liegen auf dem Tisch, aber gänzlich vorstellen kann es sich der Leser nicht. Aber mit dieser zusätzlichen Idee führt Brian Lumley den Lovecraft-Mythos in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Der Einsiedler aus Provence wäre noch nicht so weit gegangen, auch wenn er mit seinen Andeutungen Lumleys interessantem Ziel ganz nahe gekommen ist.

»Herr des Windes« ist ein fast zu schwacher Titel für die grausame übernatürliche Kreatur. Der unwirtliche Weg mit der eisigen Kälte, dem Kampf ums Überleben in der Tradition Jack Londons und weit über Lovecrafts »Berge des Wahnsinns« hinausgehend bereitet den Leser nur unvollständig auf die finale Begegnung vor.

Brian Lumley erhöht in seiner Geschichte stetig das Tempo. Selbst der ein wenig klischeehaft wirkende Rückblick findet nächstens in einem eher brüchigen

Unterschlupf, umgeben von starken Winden und sehr viel Schnee statt. Zwar unterbricht die Erzählung die bisher stringente Chronologie der Story, aber generell fügt sie sich gut in den roten Faden ein.

Das Finale ist eine blutige Angelegenheit, auch wenn Brian Lumley sich nicht in Details verliert. Der Epilog nach dem Ende der Geschichte ist eine passende Pointe und macht dem Leser, aber nicht den Lesern der Zeitungsmeldung deutlich, dass es sich um keine wirre Fantasie handelt und Lovecrafts/Lumleys Götter nicht nur extrem brutal, sondern auch dem eigenen Fleisch gegenüber rachsüchtig sind. Die gottgleiche Wolkenkreatur ist das am meisten überzeugende Element dieser Geschichte. Brian Lumley nutzt die Fantasie der Menschen beim Betrachten der über den Himmel ziehenden Wolken und erschafft einen interessanten Gott, aber keinen echten Herrn, der frei und seit unendlich langer Zeit unbeachtet das Geschehen auf der Erde beobachtet.

H. P. Lovecraft trifft auf Ray Bradbury in »Das Grauen auf dem Jahrmarkt«. Auch in dieser Geschichte unterbricht Brian Lumley die erzähltechnische Chronologie, um den Leser quasi auf Augenhöhe eines der Protagonisten in die »Gegenwart« zu holen. Auf einem kleinen Wanderjahrmarkt gibt es mit dem Grabmal der großen Alten eine neue Attraktion. Zwei Brüder haben bislang das Kuriositätenkabinett inklusive Freakshow betrieben. Der eine Bruder hat Artefakte aus der ganzen Welt zusammengetragen, der andere Bruder eher den Laden verschwunden. Über das Schicksal des einen Bruders erfährt der Leser im Rückblick. Alleine und nicht nur auf neue Kunden hoffend formiert ihre Show inzwischen als angesprochenes Grabmal der großen Alten. Er will damit vor allem exzentrische Forscher und intellektuelle anlocken, von denen er sich Informationen über die geheimnisvolle Artefakte und den dahinterstehenden Cthulhu-Mythos verspricht. Vor allem scheint es auch ein Tor in eine andere Dimension zu geben.

Beginnend mit dem von Brian Lumley liebevoll gestalteten Wanderzirkus mit seinen exzentrischen, aber auch zusammenhaltenden »Bewohnern« entwickelt der Brite eine stringente Geschichte um Hass, Neid und schließlich auch Gier. Die große Überraschung ist das Finale, in dem Brian Lumley mit klassischen, vielleicht auch klischeehaften Elementen Lovecrafts spielt. Aber dem Finale fehlt die fast arrogante Dominanz der alten Götter, die jetzt und augenblicklich die Macht übernehmen wollen. Stattdessen führt Brian Lumley eine Art Reglerelement ein, dass die Unwürdigen aussortiert und den alten Göttern die Möglichkeit gibt, in aller Ruhe abzuwarten und den richtigen, neuen Moment vorzubereiten. Das ist auf der einen Seite ein Novum im Cthulhu-Mythos und lässt den im Grunde sinnlosen Kampf einer Handvoll Helden gegen die Mächte der großen Alten in einem etwas anderen Licht erscheinen. Zumindest gibt es jemanden, der beide Tastaturen spielen kann.

Bis zum Finale nutzt Brian Lumley einige klassische Ideen wie das Einsammeln der über die Welt versteckten Artefakte, um die Götter zu beschwören, aber nicht reich zu werden; den Versuch, einen Text

aus dem Deutschen zu übersetzen, was den hilfreichen alten Mann zutiefst schockiert und sich abwenden lässt sowie die Gier des einen Bruders nach dem, was sein anderer Bruder heimlich an Wissen, vielleicht auch an subjektivem Einfluss gewonnen hat.

Die Geschichte ist deutlich konzentrierter als einige andere Texte dieser Sammlung und besticht zusätzlich durch die nicht erst seit Ray Bradbury so besondere Jahrmarkt Atmosphäre, in welche sich Lovecrafts Visionen perfekt einbinden lassen.

Vier Jahre vor »Das Grauen auf dem Jahrmarkt« erschien mit » Die Auferstehung von Surtsey« eine thematische Variation. Die nicht nur wegen des weniger exotischen Hintergrunds schwächere frühere Geschichte erscheint in der Sammlung »Der Makel« erst nach »Das Grauen auf dem Jahrmarkt«.

In beiden Geschichten geht es um zwei Brüder. Einmal betreiben sie ein Kuriositätenkabinett auf Rummel, ein anderes Mal arbeiten sie gemeinsam an Liebesromanen. In beiden Geschichten macht sich der eine Bruder auf die Suche nach Artefakten oder alten Schriften, die nicht nur sein Wesen beeinflussen, sondern in unter den Bann einer archaischen alten Macht zwingen. In beiden Geschichten wird das Geschehen als Rückblick in Berichtsform erzählt und in beiden Storys tötet der eine Bruder den anderen. Kain und Abel. Hinzu kommt, dass in beiden Texten der Überlebende dem Wahnsinn verfällt, auch wenn »Das Grauen auf dem Jahrmarkt« durch den Drang, Wissende in das Zelt zu holen und quasi auszusaugen deutlich interessanter ist als die verzweifelte Suche des einen nach der Wahrheit, während sie an unterschiedlichen Werken inzwischen in der jeweiligen stillen Kammer arbeiten. Auch Lovecraft variierte bekannte Versatzstücke und die beiden Geschichten stammen aus dem Beginn von Brian Lumleys Karriere, sodass der Leser diese Ähnlichkeiten verzeihen kann. Im direkten Vergleich auch mit den Anspielungen auf Ray Bradbury wird »Das Grauen auf dem Jahrmarkt« länger im Gedächtnis bleiben, während die Grundidee in »Die Auferstehung von Surtsey« mit zwei Brüdern, die gut von Liebesromanen leben können, wahrscheinlich der feuchte Traum vieler Autoren ist.

Die Titelgeschichte »Der Makel« ist der einzige Text der Sammlung, der aus dem 21. Jahrhundert – 2005 veröffentlicht – stammt. »Der Makel« ist auch die mit großem Abstand beste Erzählung dieser Zusammenstellung, denn sie unterstreicht, wie stark sich Brian Lumley hinsichtlich der Charakterisierung der Figuren in Kombination mit einer weiterhin morbiden Atmosphäre ohne groteske Übertreibungen weiterentwickelt hat.

Die Geschichte spielt in einer kleinen britischen Küstenstadt. In das inzwischen mehr und mehr verlassene Fischerdorf zieht ein Arzt, der seine Praxis in den USA hatte, um seinen Ruhestand zu genießen. Er freundet sich mit einem Ehepaar an. Der Mann ist Lehrer, hasst aber im Grunde seine Schüler. Vervollständigt wird die kleine Gruppe durch eine Witwe und ihre Tochter Anne. Im Dorf gibt es einen verkrüppelten Jungen, der bei einem Fischer wohnt und eine seltsame Affinität zum Meer hat.

Auch wenn mit dem an einen Fisch außerhalb des Wassers erinnernden und geistig zurückgebliebenen Geoff früh ein klassisches Lovecraft-Element in die Handlung eingeführt wird, sind die Verbindungen zwischen den einzelnen Protagonisten deutlich subtiler angelegt. So erfährt der Leser, dass der Arzt früher in einer kleinen amerikanischen Stadt namens Innsmouth tätig gewesen ist. Später offenbart sich ein Verwandtschaftsverhältnis zwischen Geoff und Anne. Und das auf der einen Seite bitterböse Finale, das auf der anderen positiven Seite einen neuen Anfang darstellt, fasziniert und überrascht zugleich. Es fasziniert, weil im Gegensatz zu H. P. Lovecrafts Geschichten nichts wirklich Zufall ist; es schockiert, weil der lange Zeit so genügsame, so aufmerksame Arzt doch mehr ist, als es scheint, und es stellt den Leser zufrieden, weil in jedem doppelten Ende auch ein neuer, ein anderer Anfang steckt.

Neben der guten, nicht nur positiven Zeichnung der einzelnen Protagonisten überzeugt die Atmosphäre eines von den Gezeiten dominierten Fischerdorfes, das sich krampfhaft an der mehr und mehr schwindenden Vergangenheit festhält, ohne dass die meisten Bewohner ahnen, welche Verbindung es zwischen diesem kleinen Ort und dem berüchtigten Innsmouth gibt.

Der Schrecken – ob es sich wirklich um einen Schrecken oder nur die unausweichlichen langen Schatten der eigenen Vergangenheit handelt, muss der Leser selbst beantworten – ist deutlich psychologischer angelegt und im Grunde gibt es in dieser Geschichte keine Schuldigen, sondern nur Opfer. Das beginnt bei Geoffs Vater, der wahrscheinlich den Legenden gefolgt ist. Vielleicht auch nur der eigenen Abstammung. Das macht Brian Lumley nicht nachhaltig genug klar. Geoff selbst ist wie David Lynchs »Der Elefantenmensch« nur ein Opfer, das zwar eine Familie gefunden hat, aber innerlich zerrissen erscheint. Die junge Anne und ihre Mutter leiden unbewusst oder bewusst unter der Vergangenheit, haben aber auch keine Möglichkeit, ihr zu entfliehen.

Und die erste Identifikationsfigur und lange Zeit der einzige Erzähler James Jamieson kann seine wahre Mission gut verbergen. Am Ende scheint er Wohltäter und gleichzeitig auch ein klassischer Täter zu sein. Brian Lumley erwartet, dass die Leser zwischen die Zeilen schauen. Aber keine der Figuren ist abgrundtief böse. Sie sind einfach von ihrer Herkunft geprägt, der sie nicht wirklich entkommen können. Das ist das zutiefst tragische Element dieser überzeugenden Novelle, die tief in Lovecrafts Mythos eintaucht und dem Leser vertraute Namen/Orte/Hintergründe für eine eigenständige und doch tief verwurzelte Geschichte nutzt, der es gelingt, ein Ende und ein neuer Anfang zu gleich zu sein.

Schon in einer der vorangestellten Geschichten ist der Name Titus Crow einmal erwähnt worden. Die 1983 entstandene Story »Der Herr des Gewürms« greift den zwischen 1974 und 1979 publizierten insgesamt fünf Romanen und den zahlreichen Kurzgeschichten deutlich vorweg und erzählt, wie Brian Lumleys Charakter zu einem Meister geworden ist.

Titus Crow ist eine der markantesten Figuren, die nicht den Schrecken aus dem

Jenseits wie bei Lovecraft und vielen seiner Epigonen hilflos ausgeliefert sind. Manchmal hilft eine kräftige Ohnmacht zur rechten Zeit, um zu überleben. Aber er geht nicht nur aktiv gegen das Böse vor, Titus Crow weiß, wie er zu agieren hat. In dieser chronologisch ersten Geschichte führt Brian Lumley noch einige weitere Figuren wie Henri-Laurent de Marigny ein, einen guten Freund Titus Crow.

Er erhält in dieser Geschichte den Auftrag, die obskure Bibliothek eines exzentrischen reichen Mannes zu ordnen. An den Wochenenden soll er nicht in dessen Schloss sein, zusätzlich zum Geld gibt es reichlich Wein und der Auftrag muss bis zu einem bestimmten Datum erledigt sein. Alles klassische Warnzeichen.

Es dauert einige Zeit, bis Titus Crow die wahren Hintergründe erkennt. In dieser Hinsicht ist der inzwischen erfahrene Lovecraft-Leser deutlich schneller. Allerdings zeigt Titus Crow mit der Angabe eines falschen Geburtstags – Zahlenspielereien sind in dieser Novelle wichtig –, dass er seinem Arbeitgeber nicht traut. Im Laufe der Ereignisse beginnt Titus Crow das Heft des Handelns in die Hand zu nehmen und während des Finals seinem Schicksal nicht nur zu entkommen, sondern die dunklen Machenschaften natürlich mit einem tragischen Ende für seine Feinde aufzudecken. Das wirkt auf den ersten Blick klischeehaft, wird aber durch die finale Bestimmung Titus Crow als unerschrockener Kämpfer gegen das Böse wieder relativiert.

Brian Lumley nimmt sich Zeit, den Plot nicht nur zu entwickeln, sondern mit Titus Crow einen vielschichtigen Charakter zu Beginn seiner langen Karriere zu entwickeln. In den folgenden Kurzgeschichten und Romanen ist Titus Crow ein alter Mann. Ganz bewusst hat Brian Lumley in diesen Geschichten das Konzept einer Gruppe von Männern etabliert, die nicht nur Widerstand leisten, sondern gerne das letzte Lachen für sich haben. Humor spielt in der vorliegenden Novelle noch keine Rolle und nicht selten sind es auch Zufälle, die Titus Crow vor einem grausameren Schicksal bewahren. In erster Linie wieder der Hang zur Unterwerfung unter die Zahlen. Ein sichtliches Vergnügen hat Brian Lumley, sich durch die fiktive Bibliothek Lovecrafts zu arbeiten und aus einigen Geschichten zu zitieren.

Die Novelle ist ein idealer Einstieg in die Titus Crow Serie. Für Anhänger der nur teilweise auf deutsch publizierten Romane könnte der Beginn einer Weltkarriere im Schatten allerdings teilweise langweilig sein, weil Brian Lumley markante wie bekannte Züge erst etablieren muss, die in den empfehlenswerten längeren Texten schon deutlich ausgeprägter sind und aktiv eingesetzt werden.

Die letzte Story ist »Das Haus des Tempels«. In seinen Anmerkungen spricht Brian Lumley davon, dass er das Manuskript zweimal verschickt und die Geschichte auch zweimal »verkauft« hat. Einmal in den USA, einmal an ein semiprofessionelles Fanzine in Europa. Die Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts waren eine gemütlichere Zeit.

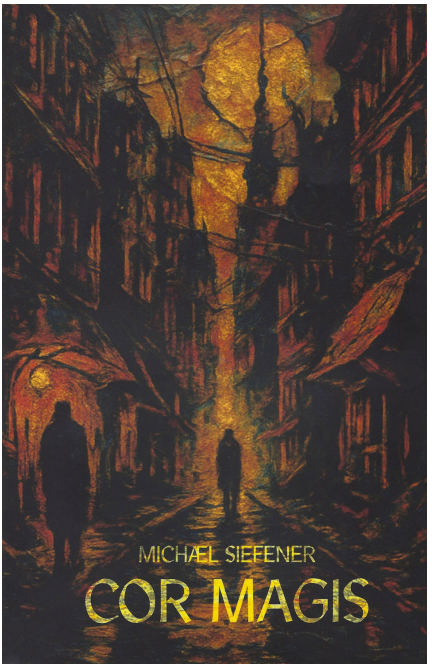
Einige Facetten wie ein geheimnisvolles Haus mit einer langen Geschichte, das in der Umgebung eher als Tempel bekannt ist sowie die Spannungen zwischen

zwei jungen Männern – dieses Mal keine Brüder – mit künstlerischen Ambitionen – ein Schriftsteller, ein Maler – werden dem Leser oberflächlich aus anderen, hier gesammelten Storys bekannt vorkommen.

Aber die Besonderheit des Erbes – das Haus muss innerhalb von vier Wochen gesprengt werden, damit der Ich-Erzähler das volle Erbe von seinem Onkel nutzen kann – sowie die lange Geschichte mit zahllosen Anspielungen nicht nur auf die obskuren Werke, die sich bei Lovecraft finden, sondern auch eine Art Kult, eng verbunden mit dem Wasser halten das Interesse des Lesers bis zum ein wenig überstürzten, wie feurigen Finale bei der Stange. Auch wenn der Protagonist fast wie Titus Crow die Initiative durch das Testament gezwungen mehr in die eigene Hand nehmen muss, ist er schließlich ein Verlierer und der Erfolg natürlich nur ein Pyrrhussieg. Generell ist »Das Haus des Tempels« aber eine gut zu lesende Story voller Insideranspielungen – noch mehr als in den anderen Texten – und sympathischen Verlierern als Protagonisten.

»Der Makel« ist eine gut zusammengestellte Sammlung von Brian Lumleys Novellen. Die Novelle gibt dem Briten die Möglichkeit, die Charaktere deutlich dreidimensionaler und zugänglicher darzustellen; die Spannungsbögen bis zu den mehrmals explosiven, aber nicht immer explodierenden Finalen mit einer überzeugenden Mischung aus Tempo und Atmosphäre aufzubauen und eigene Ideen allerdings im sehr langen und stellenweise auch erdrückend einflussreichen Schatten Lovecrafts zu entwickeln. Wer vor Brian Lumleys langen Serien – alleine die »Necroscope« Serie sind ja mehr als fünfzehn umfangreiche Romane oder »Titus Crow« mit sechs Romanen und noch einem Dutzend Kurzgeschichten – zurückschreckt, kann mit dieser liebevoll zusammengestellten Sammlung nicht nur zu den Anfängen des selbstkritischen Briten zurückkehren, sondern einen Eindruck von dessen schriftstellerischen überzeugenden Fähigkeiten erhalten.

(Thomas Harbach)



Michael Siefener
COR MAGIS
Originalausgabe, Edition Dunkelgestirn, April 2026, Hardcover, 222 Seiten, keine ISBN – zu beziehen über dunkelgestirn.jimdofree.com

Eric Hantsch ließ pünktlich zum MarburgCon wieder von sich hören: In seiner Edition Dunkelgestirn erscheint, in gewohnt gediegener Ausstattung – strukturierter Leineneinband mit Goldprägung, Lesebändchen, farbige Innenillustrationen –, ein neues Buch von Michael Siefener.

Die auf 125 Exemplare limitierte, nummerierte und signierte Ausgabe überzeugt bereits äußerlich. Neben dem Farbcover von Jörg Kleudgen findet sich ein kurzer Anhang, in dem der Künstler schildert, wie er – als jemand, der unter einer ausgeprägten Rot-Grün-Schwäche leidet – mithilfe von KI seine Schwarz-Weiß-Vorlagen zu farbigen Illustrationen veredelte. Hier wird die sonst oft verteufelte KI einmal dazu genutzt, den kreativen Schöpfungsprozess eines Künstlers zu ergänzen. Ein Beispiel, das – mich zumindest – sowohl in der eingefangenen Stimmung als auch in der farblichen Umsetzung überzeugt.

Zum Kurzroman, respektive zur längeren Novelle Michael Siefeners. Der Verfasser, zu Recht als eine der bedeutendsten deutschsprachigen Stimmen der Fantastik bezeichnet, legt einen Text vor, der durchaus starke autobiografische Bezüge erkennen lässt.

Wir begegnen Amon Ruf, einem Mann Anfang sechzig, der an einer Bushaltestelle einen Herzinfarkt erlitten hat. In die ihm fremd gebliebene Großstadt Berlin zog er einst nur wegen Anna, seiner großen – und einzigen – Liebe. Er arbeitete im öffentlichen Dienst, befindet sich inzwischen im Vorruhestand und schrieb nebenher fantastische Texte. Seine Agentur verließ er, als man von ihm verlangte, mehr dem Zeitgeist entsprechende romantische Elemente in seine Geschichten einfließen zu lassen. Anna hat ihn verlassen; seither ist sein Leben noch trister, einsamer und depressiver geworden.

Als er im Krankenhaus zu sich kommt, ahnt er nicht, welches Martyrium ihn erwartet. Noch am Abend wird ein Zimmernachbar hereingeschoben, um den sich Pfleger wie Ärzte bald hektisch und intensiv kümmern. Am nächsten Morgen ist Amon wieder allein.

Nach der Entlassung geht es unmittelbar in eine Rehaklinik. Das abgelegene Sanatorium erweist sich als Ort der Heimsuchung, des Quälens, der Hoffnungslosigkeit und sich vertiefender Einsamkeit.

Nur die Frau an seinem Tisch, wiederum eine Anna, die ihn an seine frühere Liebe erinnert, bildet einen kleinen Lichtblick. Dann taucht plötzlich sein ehemaliger Zimmernachbar aus der Klinik als Mitbewohner seines neuen Zimmers wieder auf – doch der Mann scheint immer mehr zu verblassen; auf den irrgartenähnlichen Gängen des Hauses begegnet Amon ihm nie. Ist er überhaupt da? Spätestens als auch die neue Bekannte verschwindet, ahnt er, dass etwas faul ist im Staate Dänemark. Wo ist er? Wer ist er? Was ist mit ihm geschehen? Lebt er überhaupt noch?

Dann, nach etwa einem Drittel des Textes, eine Zäsur. Aus vagen Andeutungen wird Gewissheit; – Amon ist nur die Imagination eines Autors, der mittels seiner Erzählung das eigene Schicksal zu verarbeiten sucht. Die Übereinstimmungen sind frappierend – ein Autor Anfang sechzig, von einer Anna verlassen, von Köln nach Berlin gezogen, Herzinfarkt. Das Bild wird deutlich. Doch nun beginnen die unheimlichen

Heimsuchungen auch in der Welt des Verfassers der Amon-Geschichte. Graffiti, die Tore in andere Welten aufstoßen könnten, Spuren einer Anna, die es nicht gibt – oder doch? Fantasie, Wahn und Realität vermischen sich zunehmend. Was ist real, was Imagination? Und wie finden diese beiden – oder gar drei – Autoren einen Ausweg aus einer scheinbar aussichtslosen Situation?

Michael Siefener stellt sich und uns in dieser Novelle Fragen, die bedeutsam und tiefgründig sind und mit zunehmendem Alter an Gewicht gewinnen.

Zunächst begegnen uns ein, vielleicht zwei Protagonisten, die aus der Zeit, ja aus der Wirklichkeit gefallen scheinen. Das moderne, hektische Leben, die Sucht nach schnellem Konsum und Erfolg – gern auf Kosten anderer – bleiben ihnen fremd. Sie suchen eigentlich nur Harmonie, ein wenig Erfüllung durch den kreativen Schaffensprozess, vielleicht sogar Anerkennung dafür. Der Verlust ihrer Arbeit hat sie bereits erschüttert; dass sie dann auch noch die Liebe ihres Lebens verlässt, macht die existenzielle Verlorenheit vollkommen. Wozu ist man überhaupt noch da? Was lässt sich Sinnvolles mit der verbleibenden Zeit anfangen? Für wen ist man noch wichtig? Fragen, die Amon wie seinen Schöpfer heimsuchen.

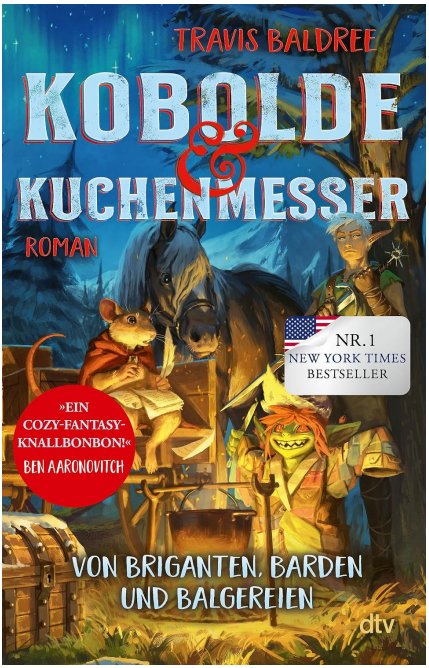
Als wäre dies nicht genug, trifft beide ein weiterer Schicksalsschlag. Der Körper versagt! Bis dahin fußt der Plot ganz in einer tristen, deprimierenden Realität, die ich – in einem ähnlichen Alterssegment wie Erzähler und Autor – durchaus nachvollziehen kann.

Dann driftet die Handlung ins Surreale. Das Sanatorium, ein Ort, an dem Menschen eigentlich gesund werden sollten, entpuppt sich als Stätte der Bedrohung. Amon, später auch sein Verfasser, verliert zunehmend Selbstvertrauen, Mut und Zuversicht. Er irrt im wahrsten Sinne des Wortes ziellos durch die Gänge, fühlt sich angegriffen, ausgeschlossen, abgelehnt. Die Behandlungen erscheinen als Martyrium, ja als Folter; Heilung für Körper wie Geist scheint weder beabsichtigt noch erreichbar.

Hier gelingt es Siefener geradezu mustergültig, Vereinsamung, Realitätsverlust und Verzweiflung erfahrbar zu machen. Zugleich verschieben sich Realität und Imagination immer weiter ineinander. Was ist wirklich, was Einbildung, was Heimsuchung, was Leben? Dieses Changieren steigert sich zunehmend. Der Autor schreibt Amon ein wenig Glück ins Leben, in der Hoffnung, es könne auf ihn selbst zurückwirken. Als dies misslingt, wird auch für Amon alles wieder schwieriger.

Deutlich spürbar ist die Abneigung gegen Berlin, ebenso die Sehnsucht nach der alten Heimat Köln – vielleicht gerade, weil der Verfasser hier Traumatisches erlebt und nie ganz verarbeitet hat. Immer drängender stellt sich die Frage, was Pseudo-Realität und was Imagination ist und ob eine Lösung überhaupt denkbar bleibt.

Siefener fordert seine Leserinnen und Leser, sich selbst zu positionieren; – er kaut keine Auflösung vor. Insofern ist dies kein einfaches, sondern ein anspruchsvolles Buch. Eines, das mich dazu angeregt hat, über die beschriebenen Situationen nachzugrübeln, Parallelen zum eigenen Leben zu suchen – und mich ein Stück weit in Amon und den Seinen wiederzufinden. *(Carsten Kuhr)*



Travis Baldree
KOBOLDE & KUCHENMESSER
(Brigands & Breadknifes, 2025)
Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Wolfgang Thon
dtv Verlag, Juli 2026, 462 Seiten, ISBN 978-3-423-26461-7

Es gibt Bücher, bei denen wir Lesenden schon vor der Lektüre eine ziemlich feste Vorstellung davon haben, was uns erwarten wird. Greifen wir zum nächsten Band einer etablierten Reihe, wünschen wir uns zwar etwas Neues – aber bitte nicht allzu viel davon.

Autorinnen und Autoren von Zyklen haben es dabei alles andere als leicht. Wiederholt sich die Grundhandlung zu sehr, macht sich schnell Ermüdung breit – bei Schreibenden wie Lesenden. Schlägt eine Reihe hingegen völlig neue Wege ein, besteht die Gefahr, dass langjährige Fans ihr den Rücken kehren, weil sie den vertrauten Pfad verlassen sehen.

Auch Travis Baldrees dritter Band schien auf den ersten Blick lediglich ein weiterer Aufguss der bisherigen Teile zu sein.

Die Rättin Fern ist mit ihrem Leben unzufrieden. Sie schließt ihre Buchhandlung, bricht die Brücken hinter sich ab und zieht zu ihrer Freundin Viv in die Stadt. Dort richtet sie, in direkter Nachbarschaft zu deren gut gehendem Café, mit der Hilfe Vivs und ihrer Freunde eine neue Buchhandlung ein, die schon bald großen Zuspruch findet.

Der Haken an der Sache: Auch wenn man an einem neuen Ort einen Neuanfang wagt, sich selbst trägt man stets mit sich.

Nur allzu schnell muss Fern erkennen, dass ein Ortswechsel allein weder Zufriedenheit noch Lebensfreude garantiert. Als die Halbelfe Astryx Einohr durch die Stadt kommt, übernimmt ihr Unterbewusstsein kurzerhand die Regie. Betrunken schleicht sie sich auf den Karren der unsterblichen Reckin, schläft dort ein und erwacht erst weit entfernt von ihrer neuen Heimat.

Mit im Gepäck befindet sich die Koboldin Zyll – und auf ihrer Fährte eine ganze Schar skrupelloser Krieger und Kopfgeldjäger, die alles daransetzen, die Koboldin in ihre Hände beziehungsweise Pfoten zu bekommen …

Travis Baldree kehrt damit zum dritten Mal in seine ebenso ungewöhnliche wie liebenswerte Fantasywelt zurück. Intelli-

gente Tiere leben hier Seite an Seite mit klassischen Fantasyvölkern, gehen ihrem jeweiligen Tagwerk – manche auch ihrem Nachtwerk – nach und versuchen, sich ein gutes Leben aufzubauen.

Geschickt hält uns der Autor dabei den Spiegel vor. Natürlich möchte er uns mit einem spannenden Plot und dramatischen Höhepunkten fesseln, doch damit gibt er sich nicht zufrieden. Mindestens ebenso wichtig ist ihm, seine Lesenden zum Mit- und Nachdenken anzuregen. Seine Figuren stehen an einem Wendepunkt ihres Lebens: Sie müssen entscheiden, ob sie im Gewohnten verharren und dauerhaft unzufrieden bleiben oder den Sprung ins Ungewisse wagen – wohl wissend, dass ein Neuanfang jederzeit scheitern kann.

Eingebettet in eine Handlung, die zügig von einem Ereignis zum nächsten führt, konzentriert sich Baldree nicht allein auf spektakuläre Szenen. Sein eigentliches Interesse gilt den Auswirkungen des Erlebten auf seine Figuren. Wie verarbeiten sie die Gefahren für Leib und Leben? Was richten Angst, Verlust und Hoffnung in denkenden und fühlenden Wesen an? Mit feinem Gespür für Zwischentöne und emotionaler Genauigkeit schildert der Autor diese Prozesse.

Vielleicht ist es gerade diese Wärme im Umgang mit seinen Figuren, die Verlag und manche Rezensenten dazu veranlasst, die Reihe als »Cozy Fantasy« einzuordnen. Doch trifft dieses Etikett wirklich den Kern? Immerhin bevölkern eine nahezu unsterbliche Kämpferin, eine ausgesprochen kleptomanisch veranlagte Koboldin – zählen Sie nach der Lektüre sicherheitshalber Ihr Besteck nach – und eine Buchhändlerin auf der Suche nach ihrem Platz in der Welt die Seiten. Letztlich spielt die Genrebezeichnung jedoch kaum eine Rolle. Baldree legt erneut einen ebenso humorvollen wie klugen Fantasyroman vor, der Leichtigkeit und Tiefgang, Fabulierlust und Lebensweisheit auf bemerkenswert harmonische Weise miteinander verbindet und dabei vor allem eines ist: ausgesprochen unterhaltsam.

(Carsten Kuhr)

Allison King
DIE MANUFAKTUR DER MAGISCHEN WORTE
(The Phoenix Pencil Company, 2025)
Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Barbara Ostrop
Heyne Verlag, April 2026, Hardcover, 510 Seiten, ISBN 978-3-453-27543-0

Allison Kings Debütroman »Die Manufaktur der magischen Worte« lässt sich als vielschichtige, ambitionierte Verbindung von historischem Roman, magischem Realismus und Familienepos verstehen, dessen Kern sich um die Weitergabe von Erinnerungen, der Verarbeitung von Trauma und Vererbung der kulturellen Identität über Generationen hinweg dreht.

Im Zentrum stehen zwei Handlungsstränge. Einerseits begleiten wir die Informatikstudentin Monica Tsai im Jahr 2018, die mit digitaler Hilfe versucht, ihre Großmutter Yun mit deren ihr entfremdeten Cousine Meng wieder in Kontakt zu bringen.

Der zweite Handlungsstrang beschäftigt sich mit Yuns Vergangenheit im Schanghai der 1930er- und 40er-Jahre während der



damaligen japanischen Besatzung. Diese parallel laufenden Handlungsstränge bürgen nicht nur für Spannung, sondern verknüpfen dabei zwei ganz unterschiedliche Formen des Erinnerns. Zum einen das objektive, digitale Archivieren der Fakten und dann das fragile, durch das Erlebte veränderte geistige Erinnern an die Vergangenheit.

Als Aufhänger dient der Verfasserin das magische Konzept, über speziell behandelte Bleistifte auf die Erinnerungen früherer Nutzerinnen zuzugreifen. Dies fungiert als Metapher für die Weitergabe von Geschichten, Traumata und kulturellem Wissen. Gleichzeitig wird die Magie bewusst körperlich und schmerzhaft dargestellt – sie kostet Blut, wirkt verletzlich und belastet psychisch immens. Diese »Kosten« verleiht ihr ihre Bedeutung, muss für die so erhaltenen Erinnerungen doch schmerzlich bezahlt werden. Besonders in den Kriegskapiteln zeigt sich, wie diese Fähigkeit nicht nur persönliches Erinnern ermöglicht, sondern auch politisch instrumentalisiert wird (Spionage und Widerstand).

In der Ausführung überzeugt der Roman vor allem durch seine Figurenzeichnung und thematische Verzahnung. Monica verkörpert die Spannung zwischen digitaler Vernetzung und emotionaler Isolation. Obwohl sie an einer Plattform arbeitet, die Menschen verbinden soll, bleibt sie selbst lange unfähig zu echter Nähe. Ihr Entwicklungsbogen – hin zu zwischenmenschlicher Offenheit und einem besseren Verständnis ihrer familiären Wurzeln – spiegelt die zentrale Message des Romans wider. Demgegenüber stehen Yun und Meng als emotionale Figuren der Vergangenheit. Ihre komplexe Beziehung, geprägt von Rivalität, Zuneigung und ideologischen Differenzen über den Einsatz ihrer Macht, bildet das eigentliche Herzstück der Geschichte. Die drohende Entfremdung zwischen ihnen erhält zusätzliches Gewicht durch Yuns fortschreitenden Gedächtnisverlust, der die Dringlichkeit des Erinnerns verstärkt.

Stilistisch nutzt King verschiedener Erzählformen. Monicas tagebuchartige, technisch geprägte Einträge stehen neben Yuns rückblickenden Briefen und den sinnlich dichten »Bleistift-Sequenzen«. Diese Vielfalt unterstützt die thematische Gegenüberstellung von digitaler und analoger Erinnerungskultur. Zugleich wird

Kings Hintergrund als Softwareentwicklerin spürbar, insbesondere in der glaubwürdigen Darstellung technologischer Prozesse und der Reflexion über Daten, Privatsphäre und die Kommerzialisierung von Erinnerung.

Die Darstellung Schanghais während der Besatzungszeit ist detailreich und zeigt, wie gewöhnliche Menschen unter wachsendem Druck moralische Kompromisse eingehen (müssen). Die Phoenix Pencil Company fungiert dabei als Mikrokosmos gesellschaftlicher Umbrüche.

Trotz all dieser Stärken zeigen sich in der Ausführung gewisse Schwächen. So scheint mir die Balance zwischen den Zeitebenen nicht immer ausgewogen. Insbesondere die Gegenwartshandlung wies Brüche auf, während ich die historischen Abschnitte oft als spannender empfand.

Der Roman überzeugt vor allem dort, wo er generationenübergreifende Beziehungen und die nachträglich subjektiv eingefärbten Erinnerungen in den Vordergrund stellt.

(Carsten Kuhr)

Michael Knoke & Jürg Kleudgen
NACHTMAHRFÄNGER
Goblin Press, 24 Seiten, DIN A 5, Jörg@the-house-of-usher.de

Die Kurzgeschichte »Nachtmahrfänger« ist einer der zahlreichen Texte, die Michael Knoke vor seinem frühen Tod entwickelt hat. Jörg Kleudgen hat die Geschichte sechzehn Jahre später vollendet. In seinem kurzen Vorwort spricht Jörg Kleudgen auch ein wenig über die posthume Arbeitsteilung. Der Auftakt der Kurzgeschichte ähnelt Michael Knokes »Das Flüstern von Mollusken«. Michael Knoke hat mit seiner Familie viele Urlaube auch zusammen mit seinen Eltern in Dänemark verbracht.

Jörg Kleudgen konzentrierte sich mehr auf den Handlungsverlauf, den Michael Knoke noch nicht entwickelte, von dessen Ablauf Jörg Kleudgen allerdings eine gewisse Vorstellung gehabt hat. Da es nicht die einzige Zusammenarbeit der beiden Autoren ist – siehe unter anderem »Totenmaar« oder ihre letzte Zusammenarbeit »Batcave« –, aber wahrscheinlich die Letzte.

Michael Knoke beschreibt ausführlich und stimmungsvoll die Ankunft in der kleinen Ferienhaussiedlung. Perfekt zeigt er auf, dass zwischen den bisherigen Sommerurlauben und einer Anreise in einem der stärksten Winter (2010) seit vielen Jahren ein großer Unterschied ist. Wer im Sommer Ablenkung und Vergnügen am Meer sucht, wird im Winter Einsamkeit, Melancholie und endlose, menschenleere Weiten finden. Für den Protagonisten ein absichtlich gewähltes Novum, dessen doppelten Hintergrund Jörg Kleudgen während des emotionalen, aber nicht kitschigen Finales erst enthüllt.

Zu Beginn steht das Vertraute, auch wenn vieles anders ist. Die Vermieterin – inzwischen verwitwet – führt weiterhin den kleinen Laden. Der Protagonist reist zum ersten Mal ohne die kurz nacheinander verstorbenen Eltern an. Beide Menschen spüren noch die innere Leere, auch wenn es – wie schon angedeutet – beim Erzähler noch etwas anders ist.

In der Theorie könnte alles nach perfekten, einsamen und kalten Tagen aussehen. Allerdings ist ein kleines Mädchen ver-



schwunden. Die Zettel ihrer Mutter hängen an verschiedenen Orten, der Erzähler hat einen Artikel über sie in der Zeitung »gesehen«, da er kaum Dänisch kann.

Mit dem verschwundenen Mädchen beginnt auch der Übergang zwischen der Realität und »Traum«. Dabei grenzen Knoke und Kleudgen zwar mit den klassischen Mitteln eines sprunghaften Übergangs von der einen Ebene auf die andere und einer Art sanften Erwachen diese beiden Zustände des Protagonisten voneinander ab, aber sind so konsequent, dass jeder Schritt nach vorne gleichzeitig auch ein Schritt zur imaginären anderen Ebene ist.

In der kleinen Ortschaft berichtet der Erzähler der desinteressierten Dorfpolizisten von einer Erscheinung während seiner Spaziergänge. Im örtlichen Antiquariat findet er ein englisches Buch, das sich mit dem Jenseits auf eine pseudowissenschaftliche Art und Weise beschäftigt. Aber die fiktiven Passagen treiben die Handlung auch zu wenig an, als das sie wirklich interessant oder wichtig sind.

Das Finale ist gleichzeitig eine Reise nach vorn mit der Übernahme einer wichtigen Aufgabe, die weit über die eigene Vergangenheit und das Jetzt hinausreicht und gleichzeitig auch ein Quell von lieb gewonnenen Erinnerungen an die zahlreichen Sommerausflüge mit den Eltern in diese abgeschieden gelegene, aber lange Zeit auch relevante Gegend.

Michael Knoke und Jörg Kleudgen gelingt aber noch mehr. Auf der einen Seite

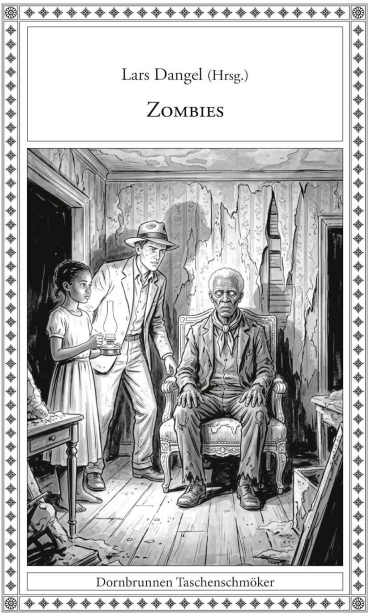
manifestieren sie die Erinnerung an die eigenen Eltern, an die eigene Vergangenheit, die vielen Menschen erst bewusst wird, wenn die Eltern verstorben sind. Wenn die vielen, manchmal auch hochmütig verdrängten Versatzstücke zusammenfallen und ein ganzes Bild zeigen. Dieser Vergangenheit stellt sich der Erzähler bewusst auf seiner Mission, die konsequent, nicht kitschig und notwendig ist.

Das fantastische Element dieser Geschichte fließt nahtlos in die Handlung ein. Ob die selbst gewählte Aufgabe des Erzählers der Katalysator der finalen Ereignisse ist, steht außerhalb des Plots und ist nur bedingt wichtig. Er ist der entscheidende Mann im richtigen Moment am perfekten Platz. Alles andere an Erklärungen würde die Stimmung bzw. besser die einzelnen Stimmungen unterminieren und die traumartige Entwicklung der Handlung unterminieren.

Dabei manipulieren Jörg Kleudgen und Michael Knoke den Leser auch ein wenig. »Nachtmahrfänger« ist in erster Linie ein Stillleben und keine Kriminalgeschichte – trotz eines möglichen Verbrechens. Immer wieder hofft oder glaubt der Leser an nachvollziehbare Erklärungen, um dann zu erkennen, dass im Grunde nur eine alte Tradition fortgesetzt werden muss. Dass das finale Bild so konträr den modernen Vorstellungen ist, macht den Reiz der Geschichte aus. Nicht nur für den Erzähler, sondern viele Menschen wird gezeigt, dass selbst in der schlimmsten Zeit irgendwo eine Art Hoffnung ist, welche niemand vermutet. Das nichts zu Ende ist, was so scheint. Jörg Kleudgen in Zusammenarbeit mit Michael Knoke lassen Bilder »sprechen«, verzichten auf störende Erklärungen und verbinden vor allem uralte Symbolik mit der pragmatischen Gegenwart.

In jedem Abschied steckt ein neuer Anfang. Das mag ein Klischee sein, aber den beiden Autoren gelingt es mit dieser Mischung aus äußerlicher – ein Winter an der Küste kann herausfordernd sein – und innerer Melancholie, Trauer und Einsamkeit aus diesem geflügelten Wort etwas Originelles zu zimmern. Wie schon angedeutet greifen sie dabei auf alte Versatzstücke – positiv gesprochen – zurück und kleiden sie in neue, erstaunlich passende Gewänder. Selbst mit dem schwierigen Thema Verlust – der Erzähler trauert um seine Eltern. Jörg Kleudgen muss den Text eines zu früh verstorbenen Freundes beenden – geht der Text nicht nur respektvoll, sondern irgendwie auch ein wenig optimistisch um, ohne belehrend zu wirken oder den Lesern zu sehr über das schon angesprochene von der Erwartungshaltung an gängige Themen getriebene Maß zu manipulieren. Die Stärke dieser Kurzgeschichte liegt beginnend mit dem schönen Titelbild in der grundlegenden Stimmung, basierend auf Knockes realistisch wiedergegebenen Reiseerinnerungen und endend in dem Zwischenraum, den Rod Sterling so gerne immer wieder »The Twilight Zone« nannte. Dieses Mal in unmittelbarer Nähe eines seit vielen Jahren außer Dienst gestellten, aber doch relevanten Leuchtturms. Besser kann die Handlung dieser auch stilistisch überzeugend geschriebenen Würdigung nicht zusammengefasst werden.

(Thomas Harbach)



Lars Dangel (Hrsg.)
ZOMBIES UND ANDERE ABSONDERLICHE GESCHICHTEN
Verlag Dornbrunnen, Juli 2026, 244 Seiten,
ISBN 978-3943275919

Herausgeber Lars Dangel präsentiert in seiner neuen Sammlung von zwanzig fantastischen Kurzgeschichten quer durch die Genres auch eine Reihe von übersetzten Texten. In seinem Vorwort legt er noch einmal Wert darauf, dass zum Beispiel zwei dieser Storys (von H. G. Wells und W. W. Jacobs) in bislang unbekannten, deutlich älteren Übersetzungen nachgedruckt worden sind, die auf der Augenhöhe der damaligen Veröffentlichungszeit entstanden sind und deswegen auch authentischer wirken. Neben dieser Wiederentdeckung ursprünglicher Veröffentlichungen präsentiert Lars Dangel einen bunten Reihen von bislang unbekannten Autoren, aber auch Schriftstellern, die er in den letzten Jahren mit seinen zahlreichen Anthologien schon ein wenig ins Licht der lesenden Öffentlichkeit zurückgedreht hat. Das Werk lässt sich nicht vom Autor trennen, sodass mit einem Nutznießer (Karl Heinz Strobl) und einem Opfer (Ernst Wiechert) des NS-Regimes auch zwei ideologische Extreme aufeinandertreffen.

Maurice Renard eröffnet mit einer neuen Geschichte um die Legende des Fliegenden Holländers die Anthologie: »Die Verdammung des Kreuzers M. S. Emden«. Hinsichtlich der historischen Hintergründe geht Marc Renard in dieser mehrere Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs publizierten Geschichte sehr freizügig mit der Wahrheit um. Der kleine Kreuzer Emden war zu Beginn des Ersten Weltkriegs im Indischen Ozean unter einem namentlich anderen Kapitän sehr erfolgreich, unterlag aber schließlich in einem Gefecht mit überlegenen australischen Kräften und wurde auf Grund gesetzt. Maurice Renard baut seine Geistergeschichte auf der Erzählung eines Überlebenden zweier Schiffsuntergänge auf. Die Emden hat mit seiner 127. Versenkung ein unter Rot-Kreuz-Flagge laufendes Schiff versenkt und sich so den Fluch des Fliegenden Holländers zugezogen, den der Kreuzer als letztes Opfer angriff. Jetzt ist sie wie das legendäre Segelschiff verdammt, durch die Meere zu streifen und wer den Kreuzer sieht, ist der Legende,

aber nicht der hier beschriebenen Realität nach des Todes.

Mit dem Rahmen voller Warnungen; dem mit viel Fantasie beschriebenen Verhalten eines an einen ständig auf der Suche nach Opfern befindlichen Hais auf der Kommandobrücke des Kreuzers und schließlich der Toteninsel packt der Autor sehr viele Ideen auf wenige Seiten, zieht den Leser dank des hohen Tempos förmlich mit, ohne das er nachzudenken beginnt, bevor er ihn mit einer finalen Warnung in die »Realität« wieder entlässt. Der freie Umgang mit historischen Fakten zu Gunsten einer fantastischen Geschichte ist nicht nur bei Marc Renard feststellbar, auch Robert Kraft hat in seinem letzten zu Lebzeiten verfassten Roman »Der Untersee-Teufel« ordentlich propagandistisch gerührt.

Die Titelgeschichte »Zombies« – der Verleger hat die relevante Szene mittels KI aufs Titelbild gebannt – von Victor Witte ist weniger eine klassische Geschichte, sondern soll den Lesern durch die Augen eines skeptischen Reporters aus den USA aufzeigen, dass es wirklich Zombies auf Haiti gibt, die zum Arbeiten gezwungen werden. Auch wenn der Leser das ganze Geschehen aus der Perspektive des Reporters sieht, verzichtet Victor Witte auf die intime Ich-Perspektive. Wie später Val Lewton in seinem stimmungsvollen Film »Ich folgte einem Zombie« geht es vor allem um die Impression. Die Fakten können nicht belegt werden und selbst während der Schlussszene ist der auf den ersten Blick aufgeklärte Reporter mit einem Hang zur persönlichen Faulheit nicht gänzlich überzeugt. »Zombies« erschien in dem Band »Abenteuer am Rande der Welt« und das spiegelt sowohl den Inhalt als auch die zu distanzierte Erzählstruktur sehr passend wider.

Schon der Untertitel von »Tante Betty« präsentiert den nachstehenden Text als Spukgeschichte. Hans Bethge präsentiert einen kurzweiligen Text um eine von Männern enttäuschte, zu Lebzeiten sehr attraktive Frau, die sich vor allem am Tage bei Gästen der adligen Familie mit Übernachtung in ihrem Zimmer bemerkbar macht. Der Text liest sich kurzweilig, es gibt keine Erklärungen und die Wissenschaft kann auch nur einen Hinweis, aber keinen Beweis liefern. »Tante Betty« ist eine dieser gerne in den Sonntagsbeilagen von Zeitungen veröffentlichten Kurzgeschichten, die am Frühstückstisch oder zum Tee vielleicht laut gelesen werden.

Auch »Die Maske« (Wolfgang Federau) nutzt eine eher bekannte Idee für eine kurzweilig zu lesende, aber hinsichtlich ihres Endes auch ab einem bestimmten Punkt vorhersehbare Geschichte. Ein junger Mann langweilt sich, sehnt sich nach Abenteuern. Als er auf einen Maskenball eingeladen wird und sich das Kostüm eines chinesischen Mandarins aussucht, fallen verschiedene »Ereignisse« zusammen. Die Einsamkeit des Protagonisten, aus dem langweiligen Leben auszubrechen, und die Erkenntnis, dass er – in der Geschichte wegen seines Kostüms, aber vielleicht auch aus anderen Gründen – ein Außenseiter in seiner Realität bleiben wird, geben der kurzen Geschichte eine emotionale Note, die den Text aus verschiedenen vergleichbar strukturierten Arbeiten positiv hervorhebt.

Auch A. Baumgarts »Die Geisterhand« reiht sich in den Reigen von auf den ersten Blick vertrauten Geschichten ein. Wenn Unheil droht, erscheint den einzelnen Familienmitgliedern immer wieder eine Hand mit vier Fingern. Wenn sie von ihrem Tun ablassen – dabei reicht das Spektrum von Geldabheben statt Geldeinzahlen über den Verzicht einer Zugfahrt bis zum Abbruch des eher geselligen Kartenspiels – scheint sich das metaphorische Böse abzuwenden. Was passiert aber, wenn die Gewarnten absichtlich die Hinweise ignorieren? An das früh erkennbare Ende schließt sich im Epilog eine interessante, eher rhetorisch dem Leser gestellt Frage an, welche den kurzweiligen Text deutlich nuancierter und vielschichtiger erscheinen lässt als bei inhaltlich vergleichbaren Zeitungsgeschichten.

Die sicherlich berühmteste Geschichte dieser Anthologie ist »Die Affenpfote« von W. W. Jacobs. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass Stephen King für »Pet Sematary« die spannende und atmosphärisch dichte Schlüsselsequenz dieser Geschichte zum Ausgangspunkt seines Romans genommen hat. Der nicht abgeschlossene Rahmen mit dem seine Abenteuer auf allen Kontinenten und Weltmeeren erzählenden Kapitän ist eine passende Ausgangsbasis. Die Idee, dass drei (von unterschiedlichen Menschen) mal drei (jeder hat drei) Wünsche durch die Affenpforte auf eine teilweise pervertierte Art und Weise erfüllt werden, gibt dem Text eine interessante dramaturgische Ebene. Auch die Erfüllung der Wünsche ist originell. Das auf der einen Seite zynische, auf der anderen Seite aber notwendig konsequente Ende rundet den hier in einer bislang unbekannten Übersetzung präsentierten Text sehr zufriedenstellend ab. Alleine die erneute Lektüre dieses kleinen perfiden Meisterwerks zeigt teilweise überdeutlich, welchen Einfluss »Die Affenpfote« sicherlich auf eine ganz Heerschar von Epigonen gehabt hat.

Karl Hans Strobl gehört zu den umstrittenen in der Fantastik schriftstellerisch tätigen Persönlichkeiten. Eitel und ein NSDAP Anhänger. Seine Satire »Die Eiweiß-Soldaten« erfüllt den feuchten Traum eines jeden Militärs. Soldaten aus der Fabrik, möglichst willenlos und ohne sexuelle Gelüste, jederzeit einzustampfen und in Masse herzustellen. Es ist bezeichnend, dass der exzentrische launische General an der Hand einer schönen Frau – viel zu jung und dann noch Schauspielerin – wieder zu einem Lamm wird. Die Geschichte sprudelt vor bitterbösen satirischen Seitenhieben über, welche der Leser angesichts Strobls eigener Einstellung gegenüber dem Militär allerdings nicht nur mit Vorsicht genießen, sondern nicht ausschließlich als reine, übertreibende Satire ansehen sollte.

E. F. Bensons »Das Gesicht« und Paul Aspers »Tempe« bilden eine faszinierende wie konträre Duologie. In Besons Geschichte kommt die Bedrohung aus den Träumen, in Aspers Text will der mittellose Maler im Grunde in seine Träume – seine Bilder – fliehen. Aus heutiger Sicht ist E. F. Bensons Story auf den ersten Blick eine atmosphärisch dichte, teilweise erdrückende Geschichte einer glücklichen Frau, die nach zehn Jahren plötzlich wieder von einem seltsamen Mann zu träumen beginnt, der sie während des Schlafs bedroht. Nach und nach zeigen sich die

möglichen Ursprünge dieser Visionen, bis sie sich auf eine einzigartige, vom Autor perfekt in Szene gesetzte Art und Weise manifestieren. Bei Paul Aspers wird ein mittelloser Maler von einer reichen Familie aufgenommen. Die Tochter interessiert sich für den Mann, der Vater als Senator verspottet ihn wegen seiner kläglichen Versuche, die italienischen Landschaften ohne Kenntnisse vor Ort zu malen. Das Ende beider Geschichten ist aus heutiger Sicht nicht wirklich überraschend und trotzdem fasziniert die Texte durch die genaue Zeichnung vordergründig oder hintergründig unglücklicher Menschen, die aus der Realität auf ihre jeweils eigene Art »verschwinden«. Stilistisch ist E. F. Bensons Geschichte auch dank der altertümlichen, stimmungsvollen Übersetzung die bessere der beiden Storys.

H. G. Wells setzt der Idee mit den Gespenstergeschichten in »Das rote Zimmer« das i-Tüpfelchen auf. Auf seine einzigartige Art und Weise erklärt er im Grunde das ganze Genre für ein Kuriosum, denn es gibt seine Gespenster, sondern aus Menschensicht nur etwas »davor«. Dazu sucht der Protagonist das im Titel benannte rote Zimmer auf, in dem es spuken soll. Seine Erklärung ist nicht gänzlich rational und der Bogenschluss könnte auch ironisch gemeint sein, aber dank H. G. Wells' Standpunkt sind beide Interpretationen möglich. Zu den klassischen, vielleicht auch klischeehaften Ausgangsszenarien. siehe auch E. F. Bensons in dieser Sammlung nachgedruckt Story – bildet er ein gutes Gegengewicht.

Neben Gespenstern oder besser Heimsuchungen gibt es noch ein weiteres Thema, das viele Autoren von fantastischen Geschichten buchstäblich wie die Motten vom Licht angezogen hat: Geisteskrankheit. In Rudolf Lindaus »Wahngebilde« verliebt sich ein Hypochonder in eine junge Frau, die anscheinend aber niemand außer ihm sieht. Durch einen seltsamen Dolch wird der junge Mann verwundet, die Frau versorgt ihn. Die Folgen sind drastisch. Zu Beginn konzentriert sich der Autor auf einen stetig leidenden jungen Mann, der – obwohl äußerlich kerngesund – krank sein möchte. Später mit der sich stetig weiterentwickelnden echten Erkrankung führt Rudolf Lindau noch eine weitere Implikation ein, die aus dem Nichts kommt; im Grunde aus einer anderen Perspektive auch konsequent ist, aber im Gesamtzusammenhang dieses Textes auch konstruiert erscheint. Irgendwie wirkt die ganze Story nicht ausreichend homogen genug, um über die dann allerdings stringent und mittels Tagebuchaufzeichnungen auch teilweise aus der Ich-Perspektive erzählten intimen Passagen hinweg überzeugen zu können.

Nur wenige Geschichten sind humorvoller Art. Carl Lindows »Die Kammerzofe des Tut-Ench-Amun« fällt in diese Kategorie. Neben der Faszination vieler fantastischer Autoren mit dem alten Ägypten spielt die kleine Geschichte um einen Skarabäus Käfer inklusive des aparten »Inhalts« mit einigen Klischees der wohlmeinenden Geister, die ein Füllhorn von Wünschen mit sich tragen. Stattdessen muss der sympathische Erzähler und Protagonist mit einer intelligenten, ein wenig kecken Unterhaltung zur allgemein um den Globus anerkannten Geisterstunde vorliebnehmen.

Deutlich seltsamer ist Alexander Kellers »Der verliebte Anachronismus«. Die Handlung entwickelt sich auf zwei Ebenen. Im alten Ägypten mit einer seltsamen Dreierbeziehung zwischen einer attraktiven Frau, ihrem fetten Mann und einem schönen Farbigen. In der Gegenwart mit dem Fund der sehr gut erhaltenen Frauenleiche nach Jahrtausenden im Sand und einem jungen Mann, der versucht, mit ihr Kontakt aufzunehmen. Der Auftakt ist originell, insbesondere für fantastische im alten Ägypten spielende Texte, allerdings kann sich Alexander Keller nicht entschließen, seine Liebesgeschichte auf einer pointierten, aber nachvollziehbaren Note zu beenden, sodass einiges buchstäblich anachronistisch in der Zeit verloren gegangen ist.

Auch »Seelenwanderung« (Maurice Montegut) kümmert sich um die Jahrtausende. Bei der Entdeckung eines Zugangs zu einer ägyptischen Grabkammer wird dem Franzosen zwischen zwei Engländern bewusst, dass er sich quasi durch die Zeit in einer Art Schleife bewegt hat und sein Verbrechen offenbar werden könnte. So spannend die Konfrontation mit der eigenen Vergangenheit in Form einer Seelenwanderung auch ist, so ironisch kapselt der französische Autor mit der Schlussbemerkung die eigenen Landsleute ab.

Dagegen ist »Gotische Vision« von C. E. Boral eine dieser zahlreichen moralisierenden Geschichten um den Teufel, dem seine persönlichen Jagdgründe durch die Errichtung von frommen Münstern genommen werden. Alleine die Frauen öffnen ihm direkt oder indirekt noch die Tore, während ihre älteren Männer in den Kneipen sind. Der Tonfall der Geschichte ist ernst, eher dunkel und im direkten Vergleich zu einigen anderen Texten, in denen der Teufel der Faust traditionsgemäß am Ende zweiter Sieger ist, kann er diese frommen Münster zwar in der Nacht, aber sein Ziel erreichend wieder verlassen. Der Text wirkt ein wenig zu komprimiert, sodass wenig echter Erzählfluss aufkommt, sondern der Leser das unbestimmte Gefühl hat, einer Predigt oder zumindest einer mit erhobenem Zeigefinger erzählten moralischen Geschichte beizuwohnen.

Mit einer alten Idee – ewige Jugend – spielt L. V. Huene sehr gekonnt in »Der Jugendtrank«. Der Protagonist will angesichts seines schwindenden Vermögens nur reich heiraten und seine ältere zukünftige Gattin will ihm einen besonderen Gefallen tun, von dem ihre Mutter seit vielen Jahren profitiert. Insbesondere der letzte Teil der Geschichte ist eine humorvolle Farce, in welcher der zwischenzeitlich unsympathische Protagonist eine schwere Last auf die Schultern gelegt bekommt. Die Idee eines Tranks, der Menschen jünger macht, ist auch 1928, als die Story das erste Mal erschienen ist, nicht unbedingt neu, aber L. V. Huene treibt sie wie erwähnt auf eine doppeldeutige, sehr pointierte Spitze, was die Story aus der Masse positiv hervorhebt.

Hinter dem Pseudonym Erich von Mauern versteckt sich blaues Blut. Zumindest nach ihrer Hochzeit. »Ich« ist eine bizarre Miniatur um eine Art Vampir, der einmal auch nach einer Vergewaltigung die Essenz und nicht nur das Blut aus den Opfern saugt. Surrealistisch, expressiv, ohne Hintergrundinformation wird der Leser mit den »Taten« des Erzählers konfron-

tiert, bevor dieser sich in die Luft schwingend die Handlung verlässt und dem Leser den Scherbenhaufen überlässt. Sicherlich gewöhnungsbedürftig, aber für eine Veröffentlichung aus dem Jahr 1908 in einer Zeitschrift mit Titel »Das Leben« auch provokativ.

Mit dem Thema Schöpfer und literarische Schöpfung setzt sich Konstantin Bauers kurzer Text »Das Meisterwerk« auseinander. Der Protagonist – ein Rechtsanwalt – arbeitet während der morgendlichen Spaziergänge zum Gericht an seinem Roman. Nur im Geist, kein Wort ist niedergeschrieben. Eines Tages fällt ihm ein jeweils immer anders aussehender Mann auf seinem Weg auf. Der Leser ahnt den weiteren Verlauf der kleinen Miniatur, aber das 1921 entstandene Stück ist eine der zahlreichen Auseinandersetzungen mit den fiktiven Figuren, welche Autoren erschaffen und die plötzlich eine Art Eigenleben entwickeln. Und nicht die schlechteste Arbeit in dieser Hinsicht.

Zu den Opfern des NS-Regimes gehört Ernst Wiechert, der mit dem modernen Märchen »Das Kind und die Wölfe« vertreten ist. Die Verbindung zwischen dem nach einem Ausflug stummen Mädchen, den beiden jungen Wölfen und schließlich dem Muttertier wird niemals offen ausgesprochen, ist aber dem Leser im Gegensatz zu den Protagonisten deutlich vorher geläufig, sodass das dunkle Ende nicht sonderlich überrascht. Im kompakten Märchenstil erzählt überzeugt das Kleinod durch die stimmungsvolle Atmosphäre.

Auch die letzte, von Lars Dangel um eine zu ausführliche, die Landschaft beschreibende Einführung gekürzt ist eine Sage, vielleicht auch ein Märchen. In Hans Mosers »Die Krötenhexe von Oldisleben« geht es um die Krötenhexe mit ihrem an Lovecrafts spätere Kreaturen erinnernden Spross; um die Drangsalierung der Schlossbewohner durch das im Burggraben hausende Wesen und schließlich auch um einen Werwolf, der Menschen frisst, nachdem er einen Zaubergürtel umgelegt und eine besondere Tinktur zu sich genommen hat. Auf der Heldenseite – so weit man es in einer solchen Geschichte definieren kann – steht ein Adliger, der im Grunde auch nur ein Getriebener ist, lange Zeit nur reagieren kann und dessen gutherzige Tat in einer prophezeiten, aber von außen nicht erkennbaren Katastrophe endet.

Viele teilweise bizarre Ideen sind in diese sehr kompakte Geschichte eingeflossen. Hans Moser komprimiert die einzelnen Ereignisse in der vorliegenden Fassung noch zusätzlich, indem er subjektive Szenen mit objektiven kurzen, irgendwie von oben herab erzählten Fakten kombiniert. Der Leser ist teilweise mittendrin in der Handlung, verfolgt das Geschehen aus der Perspektive der in ihrem tiefsten Glauben erschütterten Menschen, dann wird er wieder wie ein Zuschauer/Zuhörer auf die Bank gesetzt, während andere Abschnitte aus einer größeren Distanz eher zusammengefasst berichtet werden.

Erstaunlich ist aber, wie viele konträre Ideen inklusive einiger schematischer Mechanismen des Volkssage Hans Moser in diesem kurzen Text unterbringt und die Verwandlung eines Menschen in eine Art Werwolf gehört zu den originellsten Ideen nicht nur dieser Geschichte, sondern des entsprechenden Subgenres.

»Zombies« ist eine weitere überzeugende Zusammenstellung von rein fantastischen Geschichten. Manche Leser werden die frühen Science-Fiction-Werke bzw. passender die utopischen Geschichten vermissen, welche Lars Dangel in einige, bislang von ihm zusammengestellte Anthologien streute. Aber beginnend mit den Exkursen nach Ägypten über verschiedene Geistergeschichten bis zu den beiden märchenhaften Texten ist das hier präsentierte Universum trotzdem überzeugend breit, unterhaltsam und entreißt einige weitere heute zu Unrecht vergessene Autoren ihrem literarischen Dornröschenschlaf.

Neben Daten zu den Erstveröffentlichungen hat Lars Dangel wieder biografische Skizzen der vertretenen Autoren in den Anhang gestellt.

(Thomas Harbach)



2942-1837
9 783957 655363

Von Achternbusch... bis Yirgalem

Das „Literaturportal Bayern“ ist die Internetpräsenz für Literatur in Bayern.

Autorinnen & Autoren, Themen & Debatten, Events und vieles mehr!

LITERATUR PORTALBAYERN

das Blaue vom Himmel

www.literaturportal-bayern.de

BSB Bayerische StaatsBibliothek

Information in erster Linie